

Land Steiermark, Fachabteilung 6A - Landesjugendreferat (Hrsg.)

jugendarbeit: beheimatet

Versuch einer interdisziplinären Auseinandersetzung



jugendarbeit: beheimatet

jugendarbeit: beheimatet

Versuch einer interdisziplinären Auseinandersetzung

Land Steiermark, Fachabteilung 6A – Landesjugendreferat (Hrsg.)

© 2012 Verlag für Jugendarbeit und Jugendpolitik
Graz, 2. Auflage
Herausgeber: Land Steiermark, Fachabteilung 6A – Landesjugendreferat

ISBN NR: 978-3-9502783-0-9

Gefördert von Land Steiermark, Ressort für Bildung, Familie, Frauen und
Jugend

Koordination: Verein beteiligung.st, Fachstelle für Kinder-, Jugend- und
BürgerInnenbeteiligung; Steirischer Dachverband der Offenen Jugend-
arbeit

Kontakt: Verein beteiligung.st, office@beteiligung.st
Bildnachweis: J.J. Kucek, Marcus Auer
Gestaltung: drogerie21, design@drogerie21.at
Korrektorat: Florian Preininger, f.preininger@gmx.at
Druck: Servicebetrieb ÖH-Uni Graz GmbH

Für den Inhalt der Beiträge sind die Autorinnen und Autoren selbst ver-
antwortlich

Vorwort

HEIMAT, HEIMATEN ODER EH WURSCHT!

5

Bei näherer Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff im Rahmen der wertstatt///09, der Fortbildungsveranstaltung des Landesjugendreferats Steiermark in Kooperation mit dem Fachstellennetzwerk, dem Landesjugendbeirat und dem Steirischen Dachverband der Offenen Jugendarbeit, wurde uns klar, wie vielschichtig und heterogen die Lebenswelten von Jugendlichen sind und in weiterer Folge ihre „Heimaten“. Ausgehend von der Annahme eines sich ausbreitenden Gefühls der „Entwurzelung“ unter den Jugendlichen, die verschiedene Ursachen hat und haben kann, wollen wir mit dieser Publikation zur Reflexion anregen, zu einer bewussten Auseinandersetzung mit der Wichtigkeit, die das Gefühl, „beheimatet“ zu sein, für Menschen hat. Ob dieses Gefühl nun durch eine räumliche Zuordnung, durch Menschen oder durch Emotionen erreicht wird – wir alle brauchen einen Ort des Angekommen- und des Angenommenseins.

Distanzieren wir uns von den Bildern der Heimatdümmelei und des ausgrenzenden Heimatbegriffs, der nie ein Gefühl der Gemeinsamkeit hervorbringen kann, sondern immer in Leere und Stumpfheit endet!

Im Wissen, dass der Begriff „Heimat“ verschiedenste Assoziationen und Bilder in unseren Köpfen auslöst, die noch dazu ganz unterschiedlich besetzt sind, freuen wir uns umso mehr, vorliegend eine spannende Sammlung von Perspektiven, Definitionen und Darstel-

lungen von „Heimaten“ präsentieren zu können. Wir bedanken uns mit großer Anerkennung bei allen Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge sowie bei Frau Landesrätin Bettina Vollath für ihre Initiative „Heimat verbindet Menschen“ und bei Frau Landesrätin Elisabeth Grossmann für die finanzielle Unterstützung, die eine Umsetzung erst ermöglicht hat.

Der Jugendarbeit, den Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern hoffen wir einige Impulse zu geben, sich künftig einem so schwierigen Begriff wie dem der „Heimat“ auf unterschiedliche Weisen und vermehrt zu nähern. Das „Zuhause-sein“ als Anker der Selbstentfaltung nimmt nicht nur für Jugendliche, sondern auch für uns einen zentralen Stellenwert ein. So wird Kreativität möglich und

das Interesse an einer gesellschaftlichen Mitgestaltung über Grenzen hinweg lustvoll umgesetzt.

Wir wünschen ein spannendes und bereicherndes Lesen!

Das wertstatt Team

INHALTSVERZEICHNIS

SEITE	BEITRAG
9	Ein Lied für unsere Heimat <i>Elisabeth Grossmann</i>
17	Heimat ist Biografie. Erzählen als Beispiel für intergenerationelle Jugendarbeit <i>Solveig (Sol) Haring</i>
29	Heimat: Raum der Zufriedenheit <i>Gerald Koller</i>
35	Heimat <i>Teresa Lugstein</i>
45	Expertinnen und Experten. Jugendliche und Künstlerinnen und Künstler erkunden bei „Freizeichen“ die Umgebung <i>Margarethe Makovec und Anton Lederer</i>
51	Abschied vom sicheren Ort <i>Beate Mitzscherlich</i>
67	„Meine“ Heimat <i>Anja Sagara Ritter</i>
75	„Dies ist nicht meine Welt, in der nur Hautfarbe und Herkunft zählt ...“. Jugend und Jugendkulturen zwischen Heimaten und lokalen Identitäten <i>Gabriele Rohmann</i>
89	“My home is where the heart is“. Intersektionale Ansätze in der Offenen Jugendarbeit <i>Elli Scambor und Mart Busche</i>

- 107 | Heimaten könnte ein Verb sein ...
Dieter Schindlauer
- 117 | Kindern und Jugendlichen eine Heimat geben.
Zur Geschichte der Kinderfreunde
Karin M. Schmidlechner
- 125 | „Heimat“ als Wert in der Jugendarbeit.
Eine ethische Reflexion über den Sinnzusammenhang
Ute Stettner
- 139 | Wo findet Heimat statt?
Beheimatung in der pluralistischen Gesellschaft
Georg Tafner
- 167 | Autorinnen und Autoren

EIN LIED FÜR UNSERE HEIMAT

„Steiermark“, dieser Ohrwurm von Gerd Steinbäcker ist für mich eine wunderbare Annäherung an den Begriff „Heimat“ – und an meine Heimat: die Steiermark.

Es war sowas wie Heimat für mich lang kein Begriff
An dem Wort klebt viel Blut, viel dummer Stolz
und der Nazimief

So singt Gerd Steinbäcker, und tatsächlich haben manche mit dem Begriff „Heimat“ doch noch so ihre Probleme. Viele glauben, dass das Wort „Heimat“ durch die Vergangenheit belastet ist. Keine Frage, die unzähligen Male, die der Begriff missbraucht wurde (Höhepunkt im Nationalsozialismus), haben ihm schwer geschadet. Heute wird „Heimat“ vor allem vom politisch rechten Rand besetzt und mit Ausgrenzungsmechanismen oder dumpfen Blut-und-Boden-Metaphern aufgeladen. Für viele Menschen ist es deshalb schwer, „Heimat“ als positiven Begriff zu verwenden.

Gerd Steinbäcker singt es uns dennoch immer wieder vor, wie wunderbar Heimat sein kann:

Steiermark, da bin I her
Und I mag das G'fühl, daß I wo daheim bin,
immer mehr
Steiermark, wann immer I z'rückkomm'
von irgendwo
Kann mich nix überraschen und wenn I
wirklich wen brauch, is einfach wer da

Ja, in meiner Heimat ist immer jemand für mich da. Dort, wo ich das Gefühl habe, daheim zu sein, gehöre ich dazu. Und tatsächlich ist das Gefühl der Zugehörigkeit eine der wichtigsten Emotionen, die es uns Menschen ermöglicht, uns ohne Angst und frei zu entwickeln.

Diese Emotion ermöglicht Heimat – und meine Heimat ermöglicht diese Emotion. Diese ursächlich hinter dem Heimatbegriff stehende Emotion ist sehr positiv und sehr stark. Sie enthält sowohl ein starkes Gefühl von Dazugehören wie von Teilhabe. „Meine Heimat“ ist etwas ganz Besonderes – ein Lebensraum, für den ich mich verantwortlich fühle, mich schäme oder auf den ich stolz bin.

Schon die hier angeführten Gefühle zeigen die Tiefe und damit auch die möglichen Gefahren des Heimatverständnisses: Scham und Stolz sind sehr machtvolle Emotionen, deren Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die Gefahr lauert dort, wo nur mehr in Schwarz oder Weiß gefühlt wird. Wenn Stolz so groß wird, dass Scham keinen Platz haben darf und verdrängt werden muss, weil nicht sein kann, was nicht sein darf, wird der Heimatbegriff eng und blockiert uns. Ich jedenfalls bin stolz auf meine Heimat – aber nicht blind in deren Betrachtung.

Die österreichische Sozialdemokratie ist eine Partei der Reformen und der Veränderung zum Wohle der Menschen. Als Sozialdemokratin stört es mich daher, wenn ein Konzept wie Heimat, das so viel positives Potential hat, nur nationalistischen oder populistischen

Kräften für ihr zynisches Spiel mit Emotionen überlassen wird. Da wurden in den vergangenen Jahren von den großen Parteien leider Fehler gemacht – auch von meiner Partei, der SPÖ.

Freilich ist es eine Herausforderung, sehr sorgsam mit dem Begriff umzugehen und etwa Selbstgefälligkeit und Überheblichkeit zu vermeiden, die

sich einzig auf ethnische Zugehörigkeit stützen. In der Steiermark hat deshalb bereits meine Vorgängerin als Landesrätin für Bildung, Jugend, Familie und Frauen, Bettina Vollath, mit unserer Strategie „Heimat verbindet Menschen“ in meinem Ressort einen Prozess in Gang gesetzt, der neue und positive Aufladungen des Heimatbegriffes bewirken und insbesondere das Gefühl der Verantwortung aller für die Weiterentwicklung unserer Heimat stärken soll.

Kein unbedingt einfacher Weg. Aber ein für mich sehr wichtiges Signal an die große schweigende Mehrheit in unserem Land, die eigentlich von den radikalen Parolen von rechts angeekelt ist, der aber die richtige Gegen-Sprache genommen wurde, weil die großen politischen Parteien geschwiegen haben.

Was ist die beste Medizin gegen rechte Parolen? Heimat – davon bin ich überzeugt. Denn Heimat bedeutet für mich in erster Linie ganz einfach Geborgenheit. Diese Geborgenheit entsteht wesentlich dadurch, dass mein grundsätzliches Hier-Sein und mein Dazugehören in meiner Heimat nicht hinterfragt werden. Heimat ist dabei aber kein exklusiver Begriff.

Ich kann mich in verschiedenen Regionen oder Gruppen „beheimatet“ fühlen, ohne die jeweilige Zugehörigkeit dadurch zu schmälern. Der Begriff ist auch deswegen nicht exklusiv, weil es zur Heimat dazugehört, sie mit anderen zu teilen – ja weil ihr Wert durch das Teilen mit anderen noch erhöht wird.

Vielfach erleben hier Zugewanderte aber, dass sie gefragt werden, warum sie hier sind – ja manchmal sogar, wann sie vorhaben, wieder in ihre „Heimat“ (die demnach nicht hier sein kann) zurückzugehen.

Da müssen wir jetzt endlich anfangen, ehrlich zu sein – vor allem zu uns selbst. Eines ist ganz klar: Es ist eine Illusion, dass wir „die“ alle heimschicken können. Von rechts außen wird das als eine konkrete Handlungsmöglichkeit suggeriert. Der Subtext: „Dann wird alles wieder gut!“ Das ist Schwachsinn, der einem Realitätscheck nicht standhält. Es ist gegen jede Vernunft und völlig blind gegenüber den zerstörerischen Folgen für unser Wirtschafts-, Sozial- und Pensionssystem. Trotzdem läuft diese Debatte in genügend Zirkeln unseres Landes – eine absurde Debatte, denn wen sollten wir denn am besten „heim“schicken?

- Auf jeden Fall alle, die anders ausschauen. Schwarz, gelb, grün, violett oder was auch immer – nein, das geht schlecht, weil das sind ja dann doch nicht so viele. Da ist noch nicht alles gut.
- Nehmen wir also alle mit „Migrationshintergrund“? – Klar doch!
- Auch jene, die hier geboren sind? – Auf jeden Fall, gemma auf Nummer sicher!
- Dumm, da fallen einige wichtige Kicker unseres Fußballnationalteams weg. Gut, man muss Kompromisse machen. Egal, wir haben ja noch unsere Schifahrerinnen und Schifahrer! Nur: Wohin schicke ich einen geborenen Grazer,
- der blöderweise Vorfahren hat, durch die er von vielen nicht als „echter Steirer“ angesehen wird? Wo ist der daheim? – Hmm, gute Frage.
- Okay, es ist also doch komplizierter. Nehmen wir die Sprache. Wir schicken alle, die nicht gut Deutsch können, nach Hause! – Möglich, aber die sollten wir doch lieber in die Schule schicken oder? Und außerdem: Wo schicken wir dann die funktionellen

Analphabetinnen und Analphabeten hin, die zwar „gestandene“ Steirerinnen und Steirer sind, aber auch nicht genügend Deutsch können?

- Nehmen wir den Glauben, das ist gut, denn der Islam bedroht doch das Abendland. Weg mit denen! – Religionsfreiheit? Ach ja, das war ja einmal einer dieser zentralen Werte, irgendwie abendländisch, klingt aber heute schon fast abenteuerlich ...
- Was tun wir eigentlich mit den Deutschen, die so massiv zugewandert sind? Die dürfen bleiben, oder wie? – Naja, eigentlich, wenn wir konsequent sein wollen, gehen alle, egal ob es da garantierte Bürger- und Bürgerinnenrechte gibt! Kommt eh aus Brüssel der Blödsinn oder?
- Nur eines bleibt in der Steiermark ungelöst: Was tun wir mit unserer allergrößten Gruppe von Zuwanderinnen und Zuwanderern, den Kärntnerinnen und Kärntnern? Raushauen?

Das ist ein absurdes Theater. Ein Theater, das man ewig fortführen kann und bei dem am Ende keiner übrig bleibt. Denn wir finden bei uns allen Merkmale, warum wir nicht ganz in eine Gruppe passen. Und so lächerlich diese Debatte ist, man hört dennoch in unserem Land immer wieder, dass wir welche „raushauen“ und „hamschicken“ müssen.

Denn dann geht es uns angeblich besser. Diese komische Diskussion führt uns aber dorthin, worauf wir in Zukunft achten sollten: das Zusammenleben, das Zusammenleben von vielen verschiedenen Menschen in einer Gesellschaft, in unserer Heimat. Das Heimatgefühl kann sich nur dann wirklich einstellen, wenn das grundlegende Hier-Sein und Hier-Bleiben von Zuwanderinnen und Zuwanderern nicht hinterfragt, sondern als Realität anerkannt wird. Dann können wir eine Heimat bauen, die für alle wertvoll sein kann. Wenn uns

unsere Heimat das wert ist! Wichtig ist mir auch, dass Heimat nicht als muffige Enge verstanden wird, sondern als positive „home-base“, von der aus man der Welt mit Neugier und Tatendrang begegnen kann. Insbesondere Jugendliche sollen ihre steirische Heimat nie als Begrenzung und Hindernis erleben, sondern als ihre Region in der Welt, die überallhin vernetzt und angebunden ist.

Regionalität ist insgesamt eine wichtige Grundsäule meines Heimatverständnisses. Ich bin Steirerin, Weststeirerin, genauer gesagt. Regionalität bedeutet Nähe und Dezentralisierung, Vertrautheit und Mitsprache – nicht aber Provinzialität, also Kleinkariertheit, Enge und verbohrt Selbstbezogenheit. Regionale bzw. kommunale Entwicklung muss sich daher selbstverständlich auch als Teil einer europäischen Entwicklung sehen, als Teil des großen Zukunftsprojektes Europa. Denn natürlich bin ich Österreicherin und Europäerin.

Heimat heißt auch, regionale Eigenheiten und Besonderheiten achtsam zu bewahren und zu entwickeln. Das geht nur, wenn ich einen wachen, aufmerksamen und wohlwollenden Blick auf die Gegebenheiten und Ressourcen habe. Dann kann ich Potentiale entdecken und entwickeln, Chancen schaffen und nützen. Diese Potentiale und Chancen sind es, die ein Ansporn sind, jedes Denken in engen „Kasteln“ zu vermeiden und sich nicht selbst den Blick durch Vorurteile und Ungerechtigkeiten zu verbauen. Nur wenn mein Menschenbild ein positives ist, kann ich die Ressourcen und Potentiale, die in jedem Menschen vorhanden sind, erkennen und mithelfen, diese zur Entfaltung zu bringen. Daher ist es mir wichtig, dass Barrieren, die Menschen in enge Kasteln stecken, abgebaut werden, und dass Kategorien wie Geschlecht oder Herkunft keine Gründe mehr sind, dass Menschen weniger zugetraut wird oder ihnen weniger oder mehr Wertschätzung entgegengebracht wird. Denn dann wird das Zusammenleben in unserer Heimat „A phantastische Zeit, die man nie vergißt, nie bereut“. So besingt es Gerd Steinbäcker. Und ich kämpfe dafür, dass wir in Zukunft öfters locker miteinander singen,

wie schön, verbindend und wertvoll unsere Heimat für alle ihre Bewohnerinnen und Bewohner ist, statt dass wir absurd darüber diskutieren, wen von uns wir gegenseitig aus dieser „Heimat“ rausbauen!



HEIMAT IST BIOGRAFIE

Erzählen als Beispiel für intergenerationelle Jugendarbeit

Einleitend

Heimat ist ein biografischer Ort – Heimat wird von Generation zu Generation als Herkunftsgeschichte erzählt. Heimat ist ein Synonym für lebensgeschichtliche Erinnerungen – ein Synonym für das Gewinnen und Verlieren eines Zuhauses, einer Zugehörigkeit, ein Synonym für gute und schlechte Erfahrungen. Heimat ist Biografie.

Zwei Themen werden in meinem Beitrag angeführt: einerseits das Thema Jung und Alt gemeinsam und gegeneinander und zweitens das biografische Erzählen als Methode der gemeinsamen Auseinandersetzung. *Heimat* ist in diesem Beitrag ein Konzept, das in biografischen Erzählungen vorkommt. Nach der Heimat oder dem Zuhause zu fragen, löst unterschiedliche Erzählungen aus – man könnte sagen: Heimat ist ein erinnerungsverhaftetes Gefühl, das sich in Erzählungen manifestiert. Immer wieder wird auch vom Lernen die Rede sein, damit ist nicht ein Wissenserwerb gemeint, sondern dass Erzählende und Zuhörende einander verstehen und die Biografie und kulturellen Kontexte des/der Anderen anerkennen – dieses Verstehen ist ein Bildungsprozess.

Alt versus Jung?

Ich möchte mit dem intergenerationellen Austausch – also dem Austausch zwischen Jung und Alt beginnen, um zu zeigen, dass Erzählen nicht den so genannten „Alten“ vorbehalten ist.

Zahlreiche gesellschaftliche Wertungen und positive Lebenserfahrungen sind mit der Jugendzeit und dem zugehörigen jugendlichen Aussehen verbunden.

18

Vorurteile von Jung und Alt und klischeehafte Zuschreibungen gibt es viele. Ein Altersunterschied ist wie ein Geschlechterunterschied oder kultureller Herkunftsunterschied „von außen“ sichtbar. Visuelle Unterschiede sind noch stärker den klischeehaften Bewertungsgebäuden ausgesetzt als andere individuelle Unterschiede. Die Differenzen werden oft unhinterfragt nur an die äußeren Merkmale geknüpft. Auch in altersgemischten Gruppen wie z. B. an Universitäten wird der Generationenbezug bisher meist nur als „Störfall“ thematisiert, der Kontakt und Austausch zwischen den Altersgruppen bleibt gering. In einem meiner Seminare an der Universität Graz haben Studierende (die meisten um die 22 Jahre alt) einige dieser Klischees zusammengetragen:

Den Älteren wird zugeschrieben, dass sie ständig nörgeln und über die Jugend schimpfen, den Jüngeren wird vorgeworfen, immer nur laut zu sein, dabei würden alte Menschen doch Ruhe brauchen. Die Alten kommen immer fünf Minuten vor Ladenschluss ins Geschäft; gehen wegen jeder Kleinigkeit zum Arzt und sind auf die Jugend neidisch. Ältere Menschen brauchen keinen Sex und keine Zärtlichkeit mehr; Ältere liegen den SteuerzahlerInnen auf der Tasche. Außerdem würden ältere Menschen beim Erzählen immer bei Adam und Eva anfangen und wenn sie dann erzählen, würden sie immer das

gleiche erzählen – nämlich von ihrer Kindheit und vom Krieg und wie früher alles besser war und heute alles den Bach runtergeht ...

Die meisten dieser Vorurteile folgen keiner Logik, sondern widersprechen sich, z. B. ältere Menschen haben mehr Besitz und Geld als jüngere versus ältere liegen den SteuerzahlerInnen auf der Tasche.

Um einen Dialog zwischen den Generationen herzustellen, in dem sich alle Generationsangehörige zu hören und zu verstehen versuchen, müssen Interaktionsmöglichkeiten veranlasst werden. Die nun folgenden Absätze sollen zeigen, dass intergenerationelles Lernen genau das zum Ziel hat.

Intergenerationelles Lernen

„Intergenerationelles Lernen“ beschreibt die wechselseitigen Lernbeziehungen und Interaktionen zwischen Jung und Alt. Die Bezeichnung „intergenerationell“ bedeutet das Einbeziehen von Angehörigen zweier oder mehrerer Generationen in Lernaktivitäten, die ihnen verschiedene generationelle Perspektiven eröffnen. Der intergenerationelle Lernstil ist einerseits ein miteinander Lernen, impliziert andererseits ein übereinander Lernen.

Intergenerationelles Lernen wirkt dem Generationenkonflikt entgegen und bringt Personen unterschiedlichen Alters in einen intensiven Austausch. Intergenerationelles Lernen (an)erkennt die Beziehungen zwischen Alt und Jung als gleich wichtig für beide Altersgruppen und für die Gesellschaft im Allgemeinen (siehe Kolland 2008). Ziel intergenerationellen Lernens ist das Geben und Erfahren von Wertschätzung innerhalb konkreter intergenerationeller Handlungsfelder statt „wechselseitiger Stigmatisierung“ (Petzold 2004, S. 32). Wichtiger Lerninhalt des intergenerationellen Lernens ist die Reflexivität des

Generationenbezugs. Ein Herausarbeiten von Unterschieden und das Erkennen von Ähnlichkeiten helfen Personen ungleichen Alters, einen gemeinsamen Erfahrungshorizont aufzubauen. Lebens- und Lernerfahrungen werden geteilt. Dies führt zu gegenseitigem Verständnis und ist Grundlage für weitere generationenübergreifende soziale Beziehungen. Intergenerationelles Lernen fördert den kulturellen Austausch, ist darauf ausgerichtet, negativen Stereotypen über das Älter-Werden und über das Jung-Sein entgegenzuwirken und berücksichtigt das Kompetenzniveau der Älteren und Jüngeren.

Die drei Prinzipien des intergenerationellen Lernens sind: voneinander (dialogisches), miteinander (kommunikatives) und übereinander (übergreifendes) Lernen (vgl. Franz 2006, S. 2). Damit intergenerationelles Lernen ein bewusster Lernprozess sein kann, müssen die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen den Generationen Thema des Lernens werden. Das Auseinandersetzen mit den unterschiedlichen Zugängen zum Gegenstand Heimat ist so ein Thema.

Von der HEIMAT erzählen

Wird Heimat Thema eines intergenerationellen Austausches, kann mit „gegenseitigem Erzählen“ gearbeitet werden. Aus der Forschung mit biografischen Texten abgeleitet – habe ich zwei Tendenzen identifiziert: einerseits das Erzählen vom Zuhause als von einer vergangenen Zeit (bei den Eltern), andererseits das Erzählen von der Heimat als von einem verlorenen Ort (durch Krieg, Vertreibung und Emigration, aber auch durch Ablösung von den Eltern).

Themen zur Heimat (die in biografischen Erzählungen auftauchen) sind:

- Erzählungen über die Zeit zu Hause bei den Eltern
- Erinnerungen an Orte und Ereignisse an Orten, in denen ich wohnte, von denen ich stamme, wo ich geboren wurde, von denen meine Familie, meine Großeltern und Eltern kommen und
- Erzählungen von einem neuen Ort – auch zum Beispiel von einem Platz in einer Familie (oder im Seniorenheim) –, der zur Heimat geworden ist
- wie ein Zuhause verloren gegangen ist
- Erzählungen über Familie, Verlust und Heimweh

Erzählbeispiele sind immer Beiträge zur Kultur. Hier ein Negativbeispiel, das einige Anschlussmöglichkeiten für intergenerationelles Erzählen und Zuhören bieten würde: „Die Kindergartenzeit bezeichnet sie als die ‚schrecklichste Zeit ihres Lebens‘. Sie wurde dort von den Buben traktiert und zuhause von ihrer Großmutter gequält, ‚Gott sei Dank – muss ich sagen – ist sie gestorben‘ [...]. Den Eltern kann sie sich in dieser Zeit, in der sie Todesängste leidet, nicht anvertrauen [...]“ (Haring 2007, S. 97). Würde der/die Zuhörende nun nachfragen, könnten weitere Erzählungen, die diese Aussagen spezifizieren, generiert werden und durch das Aufnehmen von Anschluss Themen neue Erzählthemen gefunden werden: die Großeltern, die Geschwister, die Eltern.

Heimat ist in den Erzählungen (im Negativbeispiel sind es Ängste und Qualen, die das Zuhause beschreiben) ein emotionales Konstrukt. Den Gefühlen wird mit Tonlage und Sprechtempo Ausdruck verliehen. Heimat wird nicht erklärt, sie unterliegt im Erzählen keiner Definitionspflicht, so bleibt sie oft vage und wenig ausdifferenziert. Das Thema Heimat selbst verbindet oder macht auf Un-

terschiede aufmerksam, beides sind treibende Kräfte in der Erzähl-Zuhör-Situation, um die es nun in weiterer Folge gehen soll.

Erzählen und Zuhören

22

Für das gemeinsame Lernen von Jugendlichen und älteren Menschen gibt es bereits intergenerationelle Lernmethoden, ein Beispiel dafür ist das biografische Erzählen. Didaktisch beinhaltet das „Erzählen“ die Möglichkeit, dass Personen unterschiedlicher Generationen füreinander Interesse entwickeln. So können scheinbar fixe Generationengrenzen aufgeweicht werden. Im Mittelpunkt dieser Methode stehen daher jene Menschen, die einander aus ihrem Leben erzählen wollen. Ein älterer Mensch wird eine längere Rückschau aufzuweisen haben als ein jüngerer Mensch, dennoch sind die Geschichten, die erzählt werden, gleich wichtig, denn beide gemeinsam können aus der Vergangenheit heraus ihre Zukunft neu ordnen. Ein Vorurteil kann in diesem Zusammenhang aktiv genutzt werden: Ältere Menschen erzählen gerne.

Das Vorurteil, dass jüngere sich diese Erzählungen nicht gerne anhören und selbst nicht gerne lang erzählen, muss jedoch explizit zurückgewiesen werden. Neugier auf die Lebenskontexte der anderen Person und gegenseitiges Interesse sind die treibenden Kräfte des Erzählens. Durch Erzählungen aus der gleichen Lebensphase („als ich 18 war ...“; „als ich meinen Beruf gelernt habe ...“; „an meinem 40. Geburtstag ...“) können Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser Lebensphasen und ihrer Kontexte entdeckt werden. Alle müssen sich darauf einlassen zuzuhören. Zuhören bedeutet Wertschätzung geben. Gut zuzuhören, ist eine Fähigkeit. Im privaten und beruflichen Bereich kann von gutem Zuhören als einer Qualifikation gesprochen werden. Meist mangelt es jüngeren wie älteren Menschen an dieser Fähigkeit. Intergenerationelles Erzählen unterstützt die Ausbildung

dieser Qualifikation, wenn die Erzählerinnen und Erzähler wie die Zuhörerinnen und Zuhörer Themen auswählen, die für alle von Interesse sind.

Eine Nicht-Anleitung für das intergenerationelle Erzählen

Warum braucht man keine Anleitung zum intergenerationellen Erzählen? Da Erzählen eine kulturelle Praktik ist, die im westeuropäischen Raum den meisten Menschen von klein auf ansozialisiert wird, bedarf es keiner Anleitung – mit anderen Worten: Jede und jeder kann erzählen und einer Geschichte zuhören, egal in welcher Sprache (oder auch Zeichensprache). Dennoch möchte ich hier ein paar Tipps geben, die eine informelle Erzählsituation leichter ins Rollen bringen können. Die aus der Biografieforschung und Biografiearbeit stammenden Ideen, Erzählungen hervorzulocken, sind auch für eine informelle, intergenerationelle Erzählsituation von Nutzen:

1. Die Frage stellen

Eine Frage, die eine erzählerische Antwort auslöst, wird als „erzählgenerierende Frage“ bezeichnet. Die Frage muss zwei Wörter enthalten und diese zwei Wörter „Geschichte“ und „erzählen“ lösen bei den Befragten eine Antwort in Form einer Erzählung aus – ganz automatisch, weil sie das eben schon von Kind auf gelernt haben. Manchmal beginnt eine Geschichte erst nach ein paar Beschreibungen oder Meinungsbildern – da heißt es abwarten. Wer Geduld hat, wird mit einer interessanten Erzählung belohnt.

2. Zuhören

Die Fähigkeit des Zuhörens kann für intergenerationelles Erzählen noch verbessert werden. Ein Tipp aus der Biografieforschung ist, nicht dazwischenzureden, nicht zu unterbrechen. Dem aufmerksamen Zuhören kann durch minimale Mimik und Gestik (wie Nicken und Augenkontakt) Ausdruck verliehen werden. Fragen sollten erst nach Ende der Erzählung gestellt werden.

24

3. Nicht werten

In der Biografieforschung werden die Erzählungen strukturell ausgewertet, beim intergenerationellen Erzählen gelten die Regeln der Biografiearbeit: Ist die Geschichte erzählt, bedarf es weder einer Wertung noch einer Interpretation, keine Ratschläge sind, kein Moralisieren ist notwendig – letzteres soll sogar extra vermieden werden (vgl. Bacher 2007, S. 12).

Um die Reziprozität der Erzählbeziehung instand zu halten, sollten sich die Personen beim Erzählen und Zuhören abwechseln – auch mit Bezug auf das Gehörte und auch hier gilt es wieder, nicht zu werten.

Zusammenfassend

Intergenerationelles Arbeiten wirkt gegen jede Art von Altersdiskriminierung (jeder Altersstufe). Wer intergenerationell arbeitet und lernt, erlebt eine neue Perspektive im Lern- und Arbeitsalltag. Dieser Ansatz hat zum Ziel, alle Menschen sozial zu inkludieren. Im Mittelpunkt steht ein partnerschaftliches Miteinander der Generationen (vgl. Petzold 2004, S. 36). In heterogenen Gruppen zu arbeiten und

zu lernen, ist für viele ungewohnt. Intergenerationelles Lernen kann eine gute Methode sein, um diese Heterogenität kennenzulernen, zu akzeptieren und auch als etwas Positives zu empfinden. Biografisches Erzählen birgt einige intergenerationelle Lernmöglichkeiten. Es wirkt der Rücksichtslosigkeit im wahrsten Sinne des Wortes entgegen – denn ohne Rücksicht, also dem Rekapitulieren der eigenen Geschichte, kann kein Zukunftsbild, das alle Generationen gerecht einbindet, gezeichnet werden (siehe Gronemeyer 2008).

Die Methode des intergenerationellen, biografischen Erzählens hilft, sich der Ursprünge eigener Einstellungen bewusst zu werden, sie vermitteln zu können, sie zu reflektieren: „Und wenn andere Menschen verstehen – im selben Sinne, wie ich verstanden habe –, dann gibt mir das eine Befriedigung wie ein Heimatgefühl“ (Arendt 1996 zit.n. Czollek/Perko 2007, S. 123). Heimat ist mit Identität und Erinnerungen verbunden und auch dann noch – individualisiert und emotionalisiert – bleibt der Begriff abstrakt. Und doch ist eine Interaktion, ein gemeinsamer Austausch und ein darauf folgendes Verstehen, wie es das intergenerationelle Erzählen zum Ziel hat, verbindend und damit auch verbindlich.

Literatur

- Bacher, Herta (2007): Rückschau statt Rückzug: Zwischen erinnerten Lebensbildern und Altersbildern in der Literatur. Biografische Angebote für ältere Menschen mit Impulsen für die bibliothekarische Arbeit. Skriptum. Online im Internet: <http://www.biblio.at/projekte/lebensspuren/projektmappe.html> [Stand 2009-11-25].
- Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun (2007): Über die Unmöglichkeit und Unvermeidbarkeit des Verstehens. In: Broden, Anne/Mecheril, Paul (Hrsg.): Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf: IDA-NRW, S. 123-130.
- Franz, Julia (2006): Die ältere Generation als Mentorengeneration – Intergenerationelles Lernen und intergenerationelles Engagement. In: bildungsforschung, Jg. 3, Ausgabe 2. Online im Internet: [http://www.bildungsforschung.org/bildungsforschung/Archiv/2006-02/intergenerationelles/view?searchterm=franz julia](http://www.bildungsforschung.org/bildungsforschung/Archiv/2006-02/intergenerationelles/view?searchterm=franz%20julia) [Stand 2009-11-25].
- Gronemeyer, Reimer (2008): Wer weiß, was Menschen mit Demenz wirklich wollen? Vortrag anlässlich des 2. Kongresses Palliative Geriatrie am 17. April 2008 in Bonn. Online im Internet: <http://www.reimergronemeyer.de/Gronemeyer-vortrag1.pdf> [Stand 2009-11-25].
- Haring, Solveig (2007): Altern ist (k)eine Kunst. Biographische Bildungsprozesse älter werdender Künstlerinnen. Saarbrücken: VDM.
- Hochdörffer, Claudia/Büchel, Karola (2008): Arbeitsgruppe Biografiearbeit – Eine Methode in der Weiterbildung. In: GRAUES HAAR UND HELLER KOPF. Frauenbildung im Alter. Dokumentation der Tagung vom 25. Oktober 2007. Landesbeirat für Weiterbildung

Arbeitsstelle für die Weiterbildung der Weiterbildenden (AWW). Online im Internet: <http://www.weiterbildungsserver.de/intern/graues20s115y-ki520v3.pdf> [Stand 2009-11-25].

Kolland, Franz (2008): Das ADD LIFE Europäische Tool Kit für die Entwicklung intergenerationellen Lernens im Universitäts- und Hochschulwesen. Graz.

Petzold, Hilarion (2004): Mit alten Menschen arbeiten. Teil 1. Konzepte und Methoden sozialgerontologischer Praxis. Stuttgart: Pfeiffer, Klett-Cotta.

Stadelhofer, Carmen/Carls, Christian (2005): Gemeinsamlernen – virtuelle Selbstlerngruppen für alt und jung. Online im Internet: http://www.gemeinsamlernen.de/theorie_erfahrungen/erfahrung [Stand 2009-11-25].



HEIMAT: RAUM DER ZUFRIEDENHEIT

Wir mögen Heimat nicht alle mit Glücksmomenten in Verbindung bringen – beheimatet fühlen wir uns letztlich aber nur dort, wo wir zufrieden sind: mit uns selbst, den Menschen um uns herum und den Bedingungen unseres Lebens. Der Fachbegriff dafür heißt „Lebensqualität“. Ihn möchte ich an den Anfang dieses Gedankenwegs stellen, zu dem ich Sie einlade.

Erster Schritt

„Lebensqualität meint Zufriedenheit.

Zufrieden sind wir, wenn wir zu uns und zu einander gut sind.“

Forum Lebensqualität Österreich

LEBENSQUALITÄT beschreibt das befruchtende Wechselspiel von gesellschaftlicher Gestaltungsvielfalt und persönlicher Zufriedenheit. Sie gedeiht dort, wo Individuen, Gemeinschaften und Organisationen

- ihre Potentiale zum Leuchten bringen
- zu einem Klima der Ermöglichung beitragen
- und an Balance im Umgang mit Anforderungen und Ressourcen interessiert sind.

Balance bedeutet nicht starres Festhalten, sondern ist ein dynamisches Bewegungsspiel – wie es auch der Rhythmus in unserem Leben ist. So wie unser Herz einen gesunden Rhythmus braucht, braucht ihn auch unser Leben: Neben der Abwechslung zwischen Anspannung und Entspannung, dem Umgang mit Erfolg wie mit Schwächen ist dies insbesondere der Rhythmus zwischen Heimat und Abenteuer. Leben gelingt dann, wenn wir die Balance halten zwischen unseren Gewohnheiten und unserer Bereitschaft, offen auf Neues im Leben einzugehen.

Auf dem Weg

Wir alle brauchen Heimat: in unserem Körper, in unseren Beziehungen, an dem Ort, an dem wir leben, in unseren Glaubensvorstellungen. Haben Sie Heimat in sich? Sind Sie in Ihrem Körper daheim? Das ist gar nicht so leicht, wie unsere Sprache es beweist: Wenn ich Sie frage, ob Sie einen Fuß oder eine Nase haben, dann werden Sie wohl mit Ja antworten. Ich aber halte entgegen: Ich habe das nicht. Ich **bin** der Fuß, ich bin meine Nase. Was wir haben, das könnten wir ja auch verlieren. So lange wir leben, haben wir unseren Körper nicht, sondern wir **sind** Körper (wer wäre denn auch das „Ich“, das sagen kann: „Ich habe eine Nase“. Sollte sich da eine Dominanz des Denkens über unseren Leib in den letzten Jahrhunderten in unsere Sprache eingeschlichen haben? Der Kopf, der den Restkörper mit sich herumschleppt?). Sie sehen: Nur wer Körper **ist**, ist in sich selbst daheim ...

Aber nur Heimat haben, täglich dasselbe erleben? Da würden wir verrückt werden, wie der Schauspieler Bill Murray im Film „Und täglich grüßt das Murmeltier“. Es muss doch noch Unbekanntes geben, auf das sich unsere Neugier richtet. Große oder kleine Abenteuer, die unser Leben würzen. Nur wer am Morgen aufstehen kann und sagen:

„Ich bin neugierig was dieser Tag mir wohl an ganz Neuem bringt – und sei es noch so klein“, führt ein Leben, in dem das Herz lacht. Heimat und Abenteuer – wir brauchen immer beides.

Zu viel Heimat verengt das Leben, zu viel Abenteuer lässt uns wurzellos und erschöpft zurück. Um diese Balance geht es also, um den Rhythmus zwischen diesen beiden elementaren Kraftquellen des Lebens. Unser Lebensschiff ist nicht für den Hafen allein gebaut, für die Heimat, die es nie verlassen soll – nein, es soll hinaus ins weite, offene Meer und dort Abenteuer erleben. Doch nur auf dem offenen Meer herumtreiben? Die Besatzung würde verdursten. Jetzt braucht sie wieder den Hafen, um die Ladung der Erfahrungen an Land zu bringen und neu aufzutanken. Diesen Rhythmus zwischen Hafen und offenem Meer, zwischen Heimat und Abenteuer können Sie täglich leben, wichtig ist nur, dass Sie beides ermöglichen und nicht in einem der beiden Lebensbereiche allein verharren: Eine solche Schräglage macht auf Dauer krank.

Niemand hat mir besser vermittelt, wie wichtig diese Balance ist, als meine Oma. Sie war eine, mit der ich Pferde stehlen konnte und die mir zugleich alle Geborgenheit und Sicherheit gegeben hat, die ich brauchte. Eine Erfahrung trage ich noch ganz lebendig in meinem Herzen, sie nährt mich und ist eine jener Erfahrungen, die mich gesund erhalten:

Als Fünfjähriger schon gehe ich mit meiner Oma in die Felslandschaft der

Mödlinger Klausen, um die atemberaubenden Felstürme emporzuklettern, und die sind selbst für einen Erwachsenen hoch! Meine Oma, immer vor mir, zeigt mir den richtigen Weg durch das Abenteuer und strahlt vor Lebendigkeit. Ich klettere ihr nach, die Wangen rot vor Aufregung. Oben angekommen, ist da „unsere Bank“: ein glatter Felsen, auf dem es sich wunderbar in der Sonne sitzen lässt.

Nach der abenteuerlichen Zeit ist hier der Ort der Entspannung. Hier lege ich meinen Kopf in Omas Schoß und fühle mich ganz geborgen und beheimatet ...

In dieser halben Stunde hat mich meine Großmutter gelehrt, dass wir immer Spannung und Entspannung brauchen, dass es für alles seine Zeit gibt, dass das Leben voller Vielfalt ist und dass der Rhythmus eine Brücke über diese Vielfalt spannt. Was ich dank meiner Großmutter auch noch gelernt habe, ist das Staunen. So lange wir staunen können, sind wir offen für das Leben, neugierig auf seine Botschaften und dankbar für alles Erfahrene. Gerade Dankbarkeit aber ist einer der großen Herzschutzfaktoren. Dankbare Menschen produzieren nachweislich mehr Endorphine, jene Glückshormone, die zu unseren wesentlichen Gesunderhaltern zählen.

Ich möchte Ihnen hier einen Text weitergeben. Peter Handke hat ihn in seinem dramatischen Gedicht „Über die Dörfer“ geschrieben – es ist ein Text über das Staunen. Mich bezaubert dabei sowohl das Beschriebene als auch das Schöpferische von Handkes Worten:

Spiele das Spiel. Gefährde die Arbeit noch mehr. Sei nicht die Hauptperson. Such die Gegenüberstellung. Aber sei absichtslos. Vermeide die Hintergedanken. Verschweige nichts. Sei weich und stark. Sei schlau, lass dich ein und verachte den Sieg. Beobachte nicht, prüfe nicht, sondern bleib geistesgegenwärtig bereit für die Zeichen. Sei erschütterbar. Zeig deine Augen, wink die andern ins Tiefe, Sorge für den Raum und betrachte einen jeden in seinem Bild. Entscheide nur begeistert. Scheitere ruhig. Vor allem hab Zeit und nimm Umwege. Lass dich ablenken. Mach sozusagen Urlaub. Überhör keinen Baum und kein Wasser. Kehr ein, wo du Lust hast, und gönn dir die Sonne. Beweg dich in deinen Eigenfarben, bis du im Recht bist und das Rauschen der Blätter süß wird. Geh über die Dörfer. Ich komme dir nach.

Ankunft

Heimat ist gerade auch dort, wo mir jemand nachkommt: wo in der Begegnung Mitte entsteht. Denn Heimat in ihrer gesundheitsfördernden Wirkung definiert sich über eine gemeinsame Mitte – und will daher vom Begriff „Territorium“ unterschieden werden, der sich nur zu gern – aber fälschlich – als Heimat verkauft: Im Territorium ist nicht die Mitte das Verbindende, sondern es sind die Grenzen nach außen, die es zu verteidigen gilt – dies vielleicht gerade auch deshalb, weil keine gemeinsame Mitte vorhanden ist. Konstantin Wecker beschreibt in einem Lied die Wirkung der Ersatzdroge Fremdenfeindlichkeit, die fehlenden sozialen Kitt ersetzen soll, und definiert damit die Funktionsformel fundamentalistischer Gesellschaften: „Alle Menschen werden Brüder, denn sie haben einen Feind ...“. Demgegenüber ist das Zeichen vitaler Heimaträume die Vielfalt – das zeigt uns gerade unsere große gemeinsame Heimat: die Natur. Diese Vielfalt ist es, die mich so wie ich bin auf- und annimmt. Gabriele Meyer fasst dieses Gefühl in eine der schönsten aller Heimatdefinitionen: „Heimat ist dort, wo ich mich nicht erklären muss.“

Weiterführende Links

Forum Lebensqualität Österreich: <http://www.jetzt-lq.com/willkommen.html>



HEIMAT

Heimat – ja, was ist das eigentlich, fragte ich mich, als ich mich entschloss, diesen Artikel zu schreiben. Der Heimatbegriff beinhaltet für mich mehr als nur das Land, aus dem ich komme, und damit verschiedene Aspekte aus einer vielleicht etwas unüblichen Perspektive: sexualisierte Gewalterfahrung, Körper, Behinderung. Was macht das Anderssein oder die andere Lebensgestaltung auch in der vertrauten Umgebung aus und „wo“ hindert mich dieses Anderssein daran, mich beheimatet zu fühlen? Auf Migration – ob erzwungen oder freiwillig – und auf die Ressourcen, die sich daraus ergeben, möchte ich nun näher eingehen.

Kurz zu mir. Ich bin 43 Jahre alt und schon etliche Male übersiedelt. Die meiste Zeit habe ich im Flachau (in Salzburg) in verschiedenen Umlandsgemeinden gewohnt, oft (und in jungen Jahren) in Wohngemeinschaften, später habe ich als Alleinerzieherin mit Kind gelebt und erst vor kurzem bin ich direkt in die Stadt übersiedelt. Aber ob ich mich deshalb als richtige Salzburgerin und hier beheimatet fühle, ist wieder eine andere Sache.

(K)ein Ort, wo ich mich zu Hause fühle?!

Für mich ist Heimat dort, wo ich mich wohl und geborgen fühle – meine Familie, das Heim, das ich mir geschaffen habe: ein Zufluchtsort, zu dem ich gerne heimkehre. In diesem Zusammenhang sind mir auch meine Freundinnen und Freunde sehr wichtig, bei denen ich sein kann wie ich bin und bei denen ich nicht das Gefühl habe, funktionieren oder etwas leisten zu müssen. Ich erlebe das Gefühl, willkommen und sicher zu sein, mich fallen lassen zu können.

Ich selbst bin von sexualisierter Gewalterfahrung betroffen und arbeite viel mit Mädchen und Frauen mit (sexuellen) Gewalterfahrungen, die dieses Gefühl, willkommen und sicher zu sein, sich fallen lassen zu können, nicht unbedingt kennen. Häufig ist der ihnen vertraute Ort derjenige, an dem am meisten geschieht, an dem ihnen „die Seele geraubt“ wird. Vertrauen wird von vielen Opfern von (sexualisierter) Gewalt als lebensgefährlich erlebt. Sie berichten von dem Gefühl, immer auf der Flucht bzw. in Alarmbereitschaft zu sein, sich nirgends zu Hause zu fühlen. Und oft ist es dann nicht einmal mehr der eigene Körper, dem frau vertrauen kann. Das bedeutet aber auch, sich selbst fremd zu sein, und nach außen hin, auch gegenüber Freundinnen und Freunden, Distanz zu halten, durch das Unausprechliche, durch das Geheimhalten und die vielen daraus resultierenden Ängste – das schafft Isolation. Betroffene berichten häufig davon, dass es ihnen – wenn es ihnen nicht gelingt, mit sich selbst ins Reine zu kommen und diese traumatisierenden Ereignisse zu verarbeiten – auch an allen anderen Orten der Welt nicht möglich ist, sich beheimatet zu fühlen. Sie erleben sich als fremd und nicht-zugehörig. Für mich hat Heimat daher auch etwas mit Identifikation und Annehmen des eigenen Selbst zu tun und damit, sich von den Erfahrungen der Vergangenheit zu befreien, das Leben für sich zu verändern, für sich selbst verantwortlich zu sein. Allerdings sehe ich dies nicht im alleinigen Aufgabenbereich der einzelnen Person, die

Unterstützung durch die Gesellschaft spielt dabei eine wesentliche Rolle.

Der Körper als Heimat?!

Um noch kurz beim Körperbild zu bleiben – viele Mädchen und Frauen sind mit ihrem Körper und ihrem Aussehen unzufrieden, das belegen zahlreiche Studien. Viele fühlen sich zu dick oder glauben, an ihrem Körper etwas verändern zu müssen, um akzeptiert und wahrgenommen zu werden. Sie versuchen in der Zeit der Pubertät, in deren Verlauf viele Entwicklungen stattfinden, ihren Körper nach gesellschaftlichen Vorgaben zu formen. Oft sind sie auch bereit, operative Eingriffe durchführen zu lassen. Die Tendenz geht dahin, dass Mädchen sich immer früher freiwillig unters Messer legen oder sich zur Matura von den Eltern eine Schönheitsoperation wünschen.

Was bedeutet es für Mädchen und Frauen und auch schon verstärkt für Jungen und Männer, in einer Gesellschaft zu leben, die Normen und Werte festlegt, die nur durch die Schönheitschirurgie erreichbar sind? Geht es den (jungen) Frauen nach der Schönheitsoperation tatsächlich besser, haben sie unter möglichen Nebenwirkungen zu leiden und/oder wird bereits der nächste Eingriff geplant? Und wie sehr beeinflussen die Medien das gängige Schönheitsideal?! Mit Eintritt in die Pubertät erfahren junge Frauen, dass sie noch mehr auf das Aussehen reduziert werden. Sie müssen schön und sexy sein, andere Fähigkeiten geraten dadurch in den Hintergrund, was sich negativ auf ihr Selbstwertgefühl auswirkt, wie zahlreiche Studien belegen. Mädchen sind unzufriedener mit ihrem Körper als Jungen, mit neun Jahren haben viele von ihnen erste Diätversuche hinter sich ...

Mädchen und Frauen mit Behinderungen wiederum werden häufig Operationen unterzogen, die ihr Aussehen beschönigen sollen. Da-

bei handelt es sich meist um OPs, die kein Mehr an Bewegungsfreiheit oder eine Verbesserung der Funktion verschaffen. Mädchen und Frauen erfahren dadurch, dass ihr Körper, so wie er ist, nicht passt und als Mangel erlebt wird.

Meines Erachtens tragen solche schönheitsverändernden Maßnahmen wesentlich dazu bei, dass der Bezug zum eigenen Körper verloren geht. Daher ist es besonders wichtig, unseren heranwachsenden Töchtern, den Mädchen und jungen Frauen mit und ohne Behinderungen andere Botschaften zu vermitteln, damit sie sich in ihrem Körper zu Hause fühlen und Vertrauen ins eigene Selbst aufbauen können.

Wo gehöre ich eigentlich hin?!

Von meinem 9. Lebensmonat bis zum zwölften Lebensjahr bin ich bei Pflegeeltern aufgewachsen. Ich hatte wenig Kontakt zu meinen leiblichen Verwandten und meine Mutter war mir, als ich zu ihr übersiedelte, trotz regelmäßiger Besuche fremd. Emotional war ich damals total zerrissen – meine Pflegefamilie war mir vertraut und Alltag für mich, auch wenn ich wusste, dass ich nur „vorübergehend“ bei ihnen war. Ich habe ihre Werte übernommen, mich an ihnen orientiert und zugleich begleitete mich immer das Gefühl, irgendwie anders zu sein, nicht hinein zu passen. Ein Gefühl, das von meiner Umgebung verstärkt wurde. In der Schule und noch dazu in einer ländlichen Gemeinde war ich für die Rolle der Außenseiterin prädestiniert. Pflegekind zu sein, bedeutete, keine richtige Familie zu haben, angreifbar und verletzbar zu sein. Auf der anderen Seite war da meine leibliche Mutter, zu der ich jedoch ebenfalls nicht zu gehören schien. Sprachliche Verständnisschwierigkeiten – meine Mutter sprach einen zum Teil für mich fremden Dialekt –, unterschiedliche Erziehungsstile und Werthaltungen sowie der Wechsel von einem

großen Haus mit Garten in eine Kellerwohnung trugen weiters dazu bei, dass ich mich, als ich zu meiner Mutter kam, schlichtweg heimatlos und unverstanden fühlte.

Obwohl nur einen Kilometer von meinem Heimatort entfernt, fühlte ich mich auf einmal Welten davon getrennt. All diese Gefühlskonflikte stärkten meinen Wunsch, endlich meinen leiblichen Vater kennen zu lernen. Ich hegte die Hoffnung, dass das, was an mir so anders war, vielleicht zu ihm passen würde. Zwar fand Jahre später eine Begegnung mit ihm statt, aber mein Wunsch nach Zugehörigkeit und danach, verstanden zu werden, erfüllte sich nicht.

In der Ausbildung zu Adoptiv- oder Pflegeeltern hat sich seitdem vieles verbessert. Ich denke dennoch, dass meine Erfahrungen und Wünsche ähnlich derer anderer Pflege- oder Adoptivkinder oder Kinder aus Migrationsfamilien sind und dass diese aufgegriffen und ernst genommen werden müssen, um Orientierung zu ermöglichen.

Ich habe lange gebraucht, um mich verwurzelt zu fühlen, um zu mir selbst zu finden und um das Positive an meiner leiblichen Familie, für die ich mich lange geschämt habe, zu sehen. Es war aber auch ein langer Prozess, um verstehen zu können, warum meine Mutter sich dazu entschlossen hatte, mich „wegzugeben“, und um mir eingestehen zu können, welche Perspektiven und Ressourcen mir meine Pflegefamilie ermöglicht hatte. Der Begriff „Verwurzelte sein“ beinhaltet für mich die Kraft, aus allem das Beste zu machen, nicht aufzugeben und immer wieder neu zu starten, wohin es mich auch treibt – die Kraft, die viele Menschen haben, auch wenn sie alles verloren haben, aus dem Nichts ein neues Zuhause aufzubauen.

Erzwungene oder freiwillige Migration

Eine Geschichte von vielen: Als Jugendliche bin ich (aufgrund von Gewalterfahrung) von zu Hause ausgerissen und in ein fremdes Land geflüchtet. Obwohl quasi freiwillig, hatte dieser Schritt etwas Endgültiges für mich – an eine Rückkehr war zum damaligen Zeitpunkt nicht zu denken. Da saß ich Landpomeranze nun in einem fremden Land, in einer großen Stadt, der Sprache nicht mächtig, alleine, völlig mittellos, ohne Perspektiven und ohne Kontakt zu meinen früheren Freundinnen und Freunden. Aufgrund meiner Minderjährigkeit wurde ich von der Polizei gesucht, ich hielt mich illegal auf und hatte große Angst davor, entdeckt und zurückgebracht zu werden. Entsprechende Förderungen, Wohnungszuschüsse oder die legale Arbeitssuche fielen dadurch von vorneherein weg. Mangelnde berufliche Ausbildung, kein Job, keine Existenzsicherung und ein Leben auf der Straße: Diese Ausgangsbedingungen tragen nicht unbedingt dazu bei, sich wo immer auch beheimatet zu fühlen.

Dennoch habe ich über Umwege Heimat in mir gefunden und bin mittlerweile als Mädchenbeauftragte des Landes Salzburg tätig. Darauf bin ich sehr stolz und ich denke, all meine Erfahrungen können in meine Arbeit miteinfließen und stellen eine Ressource dar. Was ist nun aber, wenn die vertraute Heimat aus anderen Gründen verloren geht – durch Naturkatastrophen, Krieg oder wenn jemand politisch verfolgt wird? Wenn Menschen die Wohnung, Verwandte und Freundinnen und Freunde hinter sich lassen müssen und vielleicht nicht einmal Abschied nehmen können? Ist es leichter, das neue Land als Heimat anzusehen, wenn jemand freiwillig auswandert und wenn die Rückkehr offen steht? Und inwieweit ist die Motivation dahinter maßgeblich?

Behinderung - leben in einer anderen Welt?

Heimisch fühle ich mich, wenn ich meinem Ausdrucks- und Mitteilungsbedürfnis nachkommen kann. Was aber, wenn mein Gegenüber mich einfach nicht versteht und ich der Sprache nicht mächtig bin? Fremdsprachen sind erlernbar, aber wie weit erlebt sich jemand, der/die gehörlos ist oder eine andere Sprachbeeinträchtigung hat, als ausgegrenzt?

Obwohl ich hier geboren bin, fühle ich mich von den Menschen auf der Straße oft meilenweit entfernt. Wie soll ich mich in einem Land beheimatet fühlen, in dem ich im Alltag als Rollstuhlfahrerin immer wieder auf Barrieren stoße (Gehsteigkanten, Treppen ...), die dazu führen, dass ich mich ausgeschlossen fühle? Gebäude, Geschäfte und Lokale kann ich häufig nicht betreten. Falls ein Lift vorhanden ist, ist dieser zumeist entweder nur über Stufen zu erreichen oder für meinen Rollstuhl zu schmal. Behindertengerechte Toiletten in Lokalen stellen eine Seltenheit dar Ärztinnen und Ärzte oder Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten verfügen meist über keine barrierefreie Praxis. Um die diesbezüglichen Infos zu erhalten, muss ich jede und jeden einzeln anrufen Spontane Reisen wie z. B. mit dem Zug nach Wien sind nicht möglich, da ich diese mindestens zwei Tage vorher bekannt geben muss (wegen der Rampe und dem Hilfsdienst) und nicht jeder Zug verfügt über einen Rollstuhlabstellplatz, so dass ich weniger Auswahlmöglichkeiten habe und oft einen zusätzlichen Reisetag einplanen muss. Mein Alltag ist in vielen Bereichen anders gestaltet. Ich beanspruche persönliche Assistenz und muss diese koordinieren und finanzieren. Schmerzen beeinträchtigen meinen Tagesablauf und meine jeweilige Verfassung. Die bei mir diagnostizierte Muskelatrophie ist fortschreitend und das bedeutet, dass meine individuellen Grenzen sich verändern und ich dadurch zunehmend auf Hilfe angewiesen bin. All dies erfordert ständige Neuorientierung und Auseinandersetzung mit mir, meiner Behinde-

rung und meiner Umwelt. Nun bin ich zwar Frau mit Behinderung, unterscheide mich jedoch von anderen Menschen mit Behinderungen durch verschiedene Faktoren wie Geschlecht, Alter, Herkunft, Religion, sexuelle Orientierung sowie

meinen Behinderungsformen. Manchmal gibt es Ähnlichkeiten, aber auch wieder Situationen, in denen ich mich ganz alleine erlebe. Es ist wichtig, diese Differenzierungen und verschiedenen Lebenslagen, den Wechsel zwischen „fremd sein“ und „sich beheimatet fühlen“ nicht nur bei Menschen mit Behinderungen wahrzunehmen und anzuerkennen.

Resümee

Bewusst habe ich in diesem Beitrag einen persönlichen Ansatz eingebracht. Manche Fragen habe ich nur angeführt, ohne näher darauf einzugehen, weil ohnehin viel darüber diskutiert wird oder weil diese dazu anregen sollen. Mir war es einfach wichtig, breite Aspekte von „Anderssein“ aufzuzeigen und diese nicht allein auf einer fachlichen Ebene abzuhandeln. Unabhängig davon, wodurch ich mich nun von anderen unterscheide – um mich beheimatet zu fühlen, braucht es auch der Offenheit und Toleranz des Umfeldes, der Bereitschaft des Gegenübers, sich mit dem jeweiligen „Anderssein“ auseinanderzusetzen und mit mir in Kontakt zu treten.



EXPERTINNEN UND EXPERTEN

Jugendliche und Künstlerinnen und Künstler erkunden bei „Freizeichen“ die Umgebung

Nun läuft das Ganze schon zwei Jahre. Künstlerinnen und Künstler kommen an einen Ort in der Steiermark und treffen sich dort mit Jugendlichen. Man unterhält sich, hält Workshops ab, streift gemeinsam durch die Orte und deren Umgebung und versucht nach einiger Zeit, ein Kunstprojekt für den öffentlichen Raum zu entwerfen. Das Ganze läuft unter dem Titel „Freizeichen. Künstlerische Interventionen im Kontext jugendlicher Lebenswelten“ und ist ein Projekt, an dem mehrere Partnerorganisationen beteiligt sind. Die Idee stammt vom Dachverband der Offenen Jugendarbeit in der Steiermark, der damit an den <rotor> Verein für zeitgenössische Kunst mit Sitz in Graz herangetreten ist. Ein wesentlicher Partner ist das Institut für Kunst im öffentlichen Raum Steiermark, das sich darum verdient macht, Kunst auch außerhalb der Kunsträume und außerhalb der Landeshauptstadt zu promoten. Und gar nichts würde laufen ohne die lokalen Partnerorganisationen, die jeweiligen Jugendzentren, die die Kompetenz vor Ort besitzen, die ganzen Connections zu den Jugendlichen, zur Infrastruktur, zur Politik.

Wenn sich Künstlerinnen und Künstler in sozialen Feldern bewegen, gibt es viele Dinge zu bedenken. Zwei Aspekte sollen hier erwähnt werden, weil sie von besonderer Bedeutung sind. Da ist zunächst

der Faktor Zeit. Soll ein künstlerischer Prozess unter Teilnahme von Menschen angestoßen werden, ist Zeit ganz ganz wichtig. Den Menschen soll genug Zeit eingeräumt werden, sich mit den Ideen der Künstlerin, des Künstlers auseinanderzusetzen, sich eigene Gedanken zu machen, und umgekehrt ist es natürlich auch für die Kunstschaffenden von großem Wert, wenn sie sich ausreichend auf jene Personen einlassen können, mit denen sie zusammenarbeiten. Das zweite, was hier erwähnt werden soll, ist das Verhältnis der Künstlerinnen und Künstler zu den Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Aus unserer Sicht ist es erstrebenswert, dass sie versuchen, einander auf gleicher Augenhöhe zu begegnen im Sinne eines beiderseitigen Austausches von Wissen. Wir können alle voneinander lernen! Im Projekt „Freizeichen“ können die Künstlerinnen und Künstler von den jungen Leuten viel erfahren: im Speziellen über ihren Ort und im Allgemeinen über ihre Zugänge zu Fragen des öffentlichen Raums, aber auch über die Schwierigkeiten, die sich ihnen dabei in den Weg stellen. Hierfür sind die Jugendlichen eindeutig Expertinnen und Experten! Umgekehrt können die jungen Menschen einen Einblick in die Denk- und Arbeitsweisen zeitgenössischer Künstlerinnen und Künstler gewinnen und werden im Rahmen dieses Prozesses mit überregionalen Diskursen zu Fragen des öffentlichen Raums in Kontakt gebracht.

Oft ist es ja so, dass es allein schon spannend ist zu erfahren, wie anderswo mit den selben Themen umgegangen wird. Und es ist auch klar, dass junge Leute quasi überall mit dem Thema Ausgrenzung aus dem öffentlichen Leben eines Orts, einer Stadt konfrontiert sind. Denn oft sind ihre Handlungsweisen für die „Erwachsenen“ zu abweichend von der Norm, nicht angepasst und einfach eine Störung in der täglichen Normalität des Seins. Dass dies gerade Jugendliche (und zum Glück nicht nur sie) mit Langeweile verbinden, gegen die es zu rebellieren gilt, ist auch klar.

Was können junge Leute den Künstlerinnen und Künstlern erzählen? Die Erfahrungen der Jugendlichen mit der sie umgebenden Realität sind in alle bisher realisierten Projekte eingeflossen. Es sind das fünf: in Bad Aussee, Knittelfeld, Mürzzuschlag, Fürstenfeld und Stainz. In allen Orten gibt die Auseinandersetzung mit dem künstlerischen Projekt auch Aufschlüsse über das Verständnis vom Begriff „Heimat“. Gehen wir einfach durch drei der Stationen und schauen uns an, was dort entstanden ist.

In Knittelfeld: „daheim2“ der KünstlerInnengruppe RAM aus Graz

Die Gruppe RAM hat eine einfache Versuchsanordnung entwickelt. 15 Jugendliche erhielten jeweils eine einfache Digitalkamera. Die jungen Leute sollten den Sommer über ihre Umgebung fotografieren und die Fotos dann auf einen vorbereiteten Weblog stellen. Es gab eine kurze Einführung in die Welt der Fotografie im *zone4u* des *Jugendnetzwerks der Stadtgemeinde Knittelfeld* und viele Diskussionen darüber, was denn wert wäre, fotografiert zu werden.

Und dann liefen die Jugendlichen los. Das Vorhaben und die erzielten Ergebnisse wurden u.a. deshalb mit Spannung erwartet, weil in etwa die eine Hälfte der Jugendlichen im Sommer viel Zeit in den Herkunftsländern ihrer Eltern verbrachte (z. B. im Kosovo) und ihre Aufnahmen zum Großteil dort fertigte. Die anderen Jugendlichen fotografierten entweder in der Umgebung von Knittelfeld oder auch am Urlaubsort. Begriffe wie Heimat, erste Heimat und neue Heimat oder mehrere Heimaten kamen bei Betrachtung der Fotografien in den Sinn. Aus dem großen Pool wurde eine Auswahl getroffen, in großem Format auf Folie gedruckt und auf einem Gebäude in Knittelfeld langfristig montiert. Hier ist nun die sprichwörtliche Kirche im Dorf neben der Moschee zu sehen.

In Fürstenfeld: „Risiko riskieren“ der KünstlerInnengruppe Škart aus Belgrad

Mitglieder der Gruppe Škart haben viel Zeit in Fürstenfeld verbracht und im dortigen *Jugendzentrum Coyoba* in einer Reihe von Workshops versucht, Erlebnisse der Jugendlichen in kleine Geschichten zu verpacken. Zunächst wurde in selbst produzierte Hefte gezeichnet. So entstanden Comics, die ganz persönliche Erlebnisse zum Inhalt hatten. Aus diesen wurden dann in einem nächsten Schritt Bilder und Texte ausgewählt und unter anderem siebgedruckt, woraus eine tolle Serie von T-Shirts entstand. Im letzten Schritt wurden die Geschichten auf wenige Textfragmente reduziert und wurde in der Stadt Fürstenfeld nach passenden Orten Ausschau gehalten, um diese Textbotschaften als kodierte Messages von Jugendlichen im öffentlichen Raum zu verankern. Es gelang schließlich an zwölf verschiedenen Stellen in der Innenstadt, Texttafeln langfristig zu montieren, die sich in das kollektive Gedächtnis der Stadt einschreiben und zeichenhaft für die Existenz jugendlichen Seins wirken sollen.

In Stainz: „Naturmuseum Stainz – Außenstelle“ von Helmut Dick aus Amsterdam

In Stainz entstand das von den Abmessungen her größte Werk und Zeichen aus der ersten Serie der Freizeichen-Projekte. Der Künstler Helmut Dick konnte eine gewagte Idee umsetzen und in einem Wartehäuschen, das ehemals eine Brückenwaage war, eine lebensgroße Giraffe einbauen. Dazu kam es nach intensiven Gesprächen des Künstlers mit Jugendlichen in Stainz, jungen Erwachsenen, die selbst ein großes Interesse für künstlerisches Arbeiten entwickelt hatten und dieses auch in ihrem damaligen *jung.kultur.haus FRIDA* praktizierten. Sie wollten vom Künstler alles wissen und ihm über die

Schulter schauen: Wie macht das einer, der schon länger im Geschäft ist und auch international Erfolg hat? Wie geht er so ein Projekt an? Wie denkt er und wie strukturiert er den Prozess? Fragen über Fragen prasselten auf den Künstler ein. Er wiederum ließ sich von den jungen Leuten ausgiebig durch den Ort führen, an Plätze von allgemeinem Interesse ebenso wie an ihre geheimen Orte und erfuhr von Begebenheiten, die sich dort zutrugen. Aus all dem formte sich sein Bild über die Jugend in Stainz, die in ihrem Gestaltungsdrang voll großer Ideen durch die Umgebung eingeschränkt wird und sich nicht entfalten kann. Das ist eine der möglichen Annäherungen an das Bild der Giraffe, die in einem zu engen Häuschen steckt.

Jetzt ist die zweite Runde eingeläutet. In Admont, Gratwein, Judenburg, Köflach und Mureck wird gearbeitet. Wir konnten bisher beobachten, dass den Beteiligten – Künstlerinnen und Künstlern wie Jugendlichen – Freizeichen Spaß gemacht hat. Diesen Spaß haben auch wir und erfahren zugleich viel darüber, was junge Leute denken, wie Orte ticken, was die Steiermark ist.

Weiterführende Links

Kunstverein < rotor >: www.rotor.mur.at

Freizeichen: www.freizeichen.mur.at

WAHRHEIT:

1

PAPA, ICH BIN
IN LINZ?

2

PAPA, ICH BIN NICHT
IN LINZ?

3

PAPA, FRAG' NICHT
WO ICH BIN!



ABSCHIED VOM SICHEREN ORT

Ist Heimat wirklich ein Thema für die Jugendarbeit – und dazu noch in einer globalisierten Moderne? Sind das klassische entwicklungspsychologische Thema der Jugendphase nicht die „Lehr- und Wanderjahre“ oder – entwicklungspsychologischer gesprochen – die Ablösung aus der Herkunftsfamilie (und oft auch vom Herkunftsort) und das Entwickeln eigener, unabhängiger Lebensperspektiven an neuen, bisher unentdeckten Orten?

Ist das Reisen, das Auswandern, das Experimentieren nicht viel jugendgemäßer als das Daheimbleiben? Wollen Jugendliche nicht häufig weg von Zuhause, hinaus aus Verhältnissen, die sie als zu eng, zu klein, zu einschränkend empfinden? Müssen sie die Herkunft Heimat nicht sogar zwangsläufig hinter sich lassen, weil Schulen, Hochschulen, Ausbildungsplätze und Angebote für den Berufseinstieg oft weit weg vom Heimatort liegen? Wird von ihnen in einer globalisierten Gesellschaft nicht viel eher Flexibilität, Mobilität und interkulturelle Offenheit gefordert als Heimat- und Ortsverbundenheit? Ist das Motto der Gegenwart nicht viel eher „work and travel“, „Sieh dir die Welt an!“, „Mach was aus dir und deinem Leben!“ als „Bleib am Ort und nähr dich redlich!“?

Fakt ist, die Heimat ist nicht mehr das, was sie war. Selbst der Heimatbegriff hat sich in den letzten 300 Jahren stark gewandelt: vom ursprünglichen, materialisierten, feststehenden Besitz an Grund und

Boden („Die neue Heimat kostete ihn wohl hundert Gulden!“ bei Jeremias Gotthelf), an den nicht nur faktische Rechte („Heimatrecht“ als Versorgungsanspruch bei Armut, Krankheit, Alter) geknüpft waren, sondern auch soziale Gewissheiten (von Zugehörigkeit, Einfluss und Rollenverpflichtungen je nach Besitzgröße), hin zu einem nach der gescheiterten frühbürgerlichen Revolution und der beginnenden Industrialisierung zunächst zunehmend romantisierten, verinnerlichten Begriff einer „Spazierwelt“ oder „Idylle“, die man betrachtete (aber nicht mehr besaß und nicht mehr bearbeitete) – hin zu einem zunehmend national und politisch besetzten (und missbrauchten) Begriff. Man verteidigte die Heimat in Frankreich oder Norwegen, fiel für die Heimat vor Stalingrad – Konsequenz dieser expansiven Heimatbesetzung waren Heimatverlust, Heimatvertreibung, zerstörte Städte, zerstörte Kindheiten und zerstörte Schicksale von Menschen in ganz Europa. Nach dem Krieg wurde die verlorene Heimat nicht nur weiter idealisiert und idyllisiert, sondern in einer Flut von Heimatfilmen und Heimatromanen auch kommerzialisiert. In einer aus dem Nachkriegselend herausgewachsenen Wiederaufbau- und Leistungsgesellschaft war der Heimatbegriff allenfalls noch fürs Vereinsleben, den einen oder anderen Heimatabend oder für politische Seitenhiebe gut. Erst in den 1980er Jahren gab es im Zuge der ökologischen Bewegung eine positive Neubesetzung des Heimatbegriffs als die zu bewahrende und zu gestaltende Nahwelt, in der Natur und soziale Beziehungen als vergleichsweise integriert erfahren und regionale Traditionen wiederentdeckt werden konnten. Erst hier wurde auch die Stadt oder der Stadtteil als Heimat neu- bzw. wiederentdeckt und entstanden die ersten Heimatkonzepte, die Heimat eher utopisch als gelingendes Zusammenleben unterschiedlicher Menschen (aus unterschiedlichen Herkunftskulturen) an einem Ort konzeptualisierten.

Die Öffnung Osteuropas veränderte nicht nur die politische Struktur Europas, sondern erneut auch das Bild von Heimat, nicht nur in

den neuen Ländern, in denen Bau- und Supermärkte, Tankstellen und Mac Donald endlich auch den bisher „unfreien Teil Europas“ verschönen, sondern auch in den alten.

Diese mussten einen neuen Zustrom von „Fremdheit“ verkraften, konnten nochmals kurz das Gefühl genießen, als das bessere im „Wettbewerb der Systeme“ bestanden zu haben, sind binnen weniger Jahre aber an einen Punkt geraten, an dem der Sozialismus bereits 20 Jahre zuvor zusammengebrochen war: Wirtschafts- und Finanzsysteme erweisen sich als den Anforderungen einer globalisierten Wirtschaft nur unzureichend gewachsen, natürliche Ressourcen werden knapp, das globale Klima ist in Gefahr, weltweite Macht- und Ressourcenverschiebungen und daraus resultierende Wanderungsbewegungen stehen an und – damit kommen wir zum Ausgangsthema zurück – das Leben der/des Einzelnen und der Zustand der Gemeinschaft werden als zunehmend unsicher und gefährdet erlebt, also gerade nicht so, wie es der Kern eines Heimatgefühls wäre. Die Mehrzahl der Menschen assoziiert „Heimat“ mit Geborgenheit, Sicherheit, Vertrautheit, Verständlichkeit und Zugehörigkeit. In dieser Hinsicht erscheint die schöne neue Welt des globalisierten Kapitalismus eher als „unheimlich“. Die Debatte über die „Unsicherheit in der Moderne“ und die „Risikogesellschaft“ ist zwar auch schon zwanzig Jahre alt, inzwischen ist sie aber in der Alltagserfahrung der/des Einzelnen angekommen, auch in bisher vergleichsweise wohlhabenden, gesicherten und konservativen Milieus und vielleicht sogar auf besondere Weise im Generationenverhältnis. Denn der Satz, der seit dem letzten Krieg (und vermutlich auch schon an die hundert Jahre zuvor) gegolten hat: „Unsere Kinder sollen es einmal besser haben!“, der Grund-Glaubenssatz einer an Fortschritt, Wachstum und Expansion orientierten Gesellschaft, steht zunehmend in Frage. Es kann durchaus sein, dass es unsere Kinder trotz neuer Technologien und Ausbildungsversicherung nicht mehr besser haben werden als

wir. Im Moment erscheint es sogar nicht unwahrscheinlich, dass sie (zumindest in materieller Hinsicht) schlechter leben werden als wir.

Vielleicht ist die Debatte um Heimat und Jugendarbeit Ausdruck der Tatsache, dass wir unseren Kindern keine sichere Zukunft mehr bieten können bzw. dass im Moment kaum jemand sich vorstellen kann, in welcher Welt sie einmal leben werden. Das Grundgefühl eines Defizits an Heimat ist also möglicherweise Ausdruck des Dilemmas, dass es momentan keine gesellschaftliche Utopie gibt, die beschreibt, wie gelingendes Zusammenleben in einer globalisierten Welt aussehen könnte. Aber vom globalen Einstieg zurück zur Praxis der Jugendarbeit: Wie drückt sich diese Situation in der Erfahrung von Jugendlichen aus? Auf den ersten Blick wenig. Sie sind (was ihre persönliche Zukunft angeht) normalerweise optimistisch (obwohl sie die gesellschaftliche Unsicherheit durchaus wahrnehmen), sie sind nach wie vor hedonistisch, konsumorientiert, streben nach guten Berufsabschlüssen und wünschen sich harmonische soziale Beziehungen. Ein Indiz für die gesellschaftliche Entwicklung ist vielleicht vorwiegend der letzte Punkt: Die Jugendstudien beschreiben seit mehreren Jahren eine zunehmende Orientierung an „kleinen Ordnungen“.

Dort, wo die Welt zunehmend in Unordnung geraten ist, legen Jugendliche immer mehr Wert auf die Tatsache, dass es in ihrem persönlichen Nahraum „passt“ bzw. „stimmt“. Familiäre Beziehungen werden (nach einer zunehmenden Auflösung in den 1980er Jahren) wieder bedeutsamer, eigene Familienkonzepte scheinbar „konservativer“, Werte wie „Treue“ und „Verlässlichkeit“ wichtiger, die Einbindung in Familie und Freundeskreis wird als wesentliche Ressource gesehen und von vielen Jugendlichen sogar als wichtiger betrachtet als beruflicher Aufstieg und Besitz. Ist diese neue Bescheidenheit nur ein regressiver Impuls, der Rückzug zum guten Alten oder ein realistischer Reflex auf die Tatsache, dass berufliche Integration zunehmend schwierig ist, Berufsbiographien brüchig werden und Fami-

liensysteme in Krisenzeiten die relativ verlässlichste Unterstützung bieten? Wie erleben Jugendliche und junge Erwachsene den Zwang zur beruflichen Mobilität? Nach wie vor sind sie die vergleichsweise mobilste Altersgruppe. Mit ihrem Wohnort eng verbunden fühlen sich nur etwa 30% der Unter-35-Jährigen (gegenüber 50% der 35- bis 44-Jährigen und 89% der Über-70-Jährigen), umgekehrt können sich mehr als drei Viertel der Unter-35-Jährigen einen Umzug innerhalb der Region und 45% den Umzug in ein anderes Bundesland vorstellen. Im Alter zwischen 35 und 44 Jahren sinken diese Werte schon erkennbar. Über-60-Jährige können sich einen Umzug in ein anderes Bundesland nur noch in 17% der Fälle vorstellen (innerhalb der Region 41%). Das liegt einerseits an Notwendigkeiten wie Ausbildung und (schwierigem) Berufseinstieg, andererseits an den geringeren realen „Bindungen“ durch Partnerschaft, eigene Kinder und Besitz. Dennoch gibt es eine nicht unbeträchtliche Gruppe von Jugendlichen, die tendenziell eher „heimatverbunden“ erscheint, möglichst herkunftsnahe Ausbildungs- bzw. Studienorte wählt, teilweise dahin pendelt (und nicht umzieht) bzw. noch lange einen Rückzugshort bei den Eltern behält. Solche Jugendlichen wurden Anfang der 1990er Jahre noch als „Nesthockerinnen und Nesthocker“ bzw. Nutznießerinnen und Nutznießer des „Hotels Mama“ diskreditiert. Wenn man sie interviewt, stellt sich heraus, dass es Jugendliche mit eher nicht so günstigen Ressourcenlagen sind, die den Rückhalt der Eltern v.a. aus finanziellen, jedoch auch aus emotionalen und sozialen Gründen länger brauchen, als Jugendliche aus eher wohlhabenden Milieus. Gerade bei benachteiligten Jugendlichen findet man scheinbare „Mobilitätsverweigerinnen und Mobilitätsverweigerer“. Das liegt keinesfalls nur an schwierigen familiendynamischen Verstrickungen, sondern daran, dass diese keineswegs idealen Familien oft als einziger Hort und einzige Unterstützungsressource wahrgenommen werden.

In der Jugendarbeit zeigt sich das Heimatproblem besonders deutlich in der Arbeit mit jugendlichen Migrantinnen und Migranten. Das ist in Deutschland (und auch in Österreich?) inzwischen eine eigene, hoch spezialisierte nahezu abgelöste Debatte (unter einer historischen Perspektive durchaus auch fragwürdig). Gerade in einem Land wie Österreich lässt sich berechtigt danach fragen, wer sich überhaupt zur autochtonen Bevölkerung zählen (und den Anderen/die Andere zum Einwanderer/zur Einwanderin erklären) darf.

Ähnlich einer Dynamik, wie sie Scott und Elias in „Etablierte und Außenseiter“ beschreiben, ist es scheinbar naturgesetzlich (und vielleicht auch tatsächlich durch verhaltensbiologisch begründete Bedürfnisse nach Revier und Rangordnung) bedingt, dass Menschen, die schon etwas länger an einem Ort wohnen (oder in einem Zugabteil sitzen), die etwas später Hinzukommenden mit Skepsis betrachten bzw. als „Störerinnen und Störer“ wahrnehmen. Faktisch haben wir es in der Jugendarbeit der Gegenwart mit Jugendlichen zu tun, die meist (und manchmal auch schon deren Eltern) in Deutschland bzw. Österreich geboren worden sind, deutsche bzw. österreichische Schulen besucht haben und deren gelingende oder scheiternde Integration nicht nur den Herkunftsfamilien bzw. der Herkunftskultur angelastet werden kann, sondern zum Gutteil auf unserem eigenen Mist gewachsen ist.

Empirisch zeigt sich, dass ein Großteil dieser Jugendlichen Heimat ähnlich konstruiert wie die vermeintlich Einheimischen: Heimat ist auch für sie der (Herkunfts-)Ort, an dem sie sich gut auskennen, an dem sie mit wesentlichen Bezugspersonen leben, zu dem sie Bindung aufgebaut haben, an dem sie sich sicher, geborgen und – das ist meist der kritische Punkt – „zugehörig“ fühlen. Genau wie so genannte „autochtone Kinder und Jugendliche“ gibt es für sie „prägende Ersterfahrungen“, eignen sie sich Heimat schrittweise an, versuchen sie sich in soziale Zusammenhänge zu integrieren und darin einen eigenen anerkannten Platz zu finden.

Zu einer Aufspaltung der Heimerfahrung kommt es meist erst dann, wenn sie die Erfahrung von Zugehörigkeit und Anerkennung nicht machen, wenn sie dauerhaft als Andere, Fremde diskriminiert und ausgeschlossen werden bzw. wenn sich Umgebungs- und Herkunftskultur gegenseitig ausschließen. Problematisch ist nicht zuerst die Community-Bildung von Migrantinnen- und Migrantengruppen, sondern deren (mitunter auch reaktive Selbst-)Ausgrenzung aus der Mehrheitsgesellschaft. Die Heimatkonzepte von „Migranten-Jugendlichen“ sind genauso ressourcenabhängig wie die von deutschen bzw. österreichischen.

Die Möglichkeit, zwei Kulturen als Heimat und diese Erfahrung als Bereicherung und Vervielfältigung eigener Möglichkeiten und sich selbst vielleicht sogar als Vermittlerin und Vermittler zu erfahren, basiert nicht nur auf einer guten emotionalen und sozialen Einbindung und daraus resultierenden personalen Ressourcen, sondern auch auf Bildungs- und materiellen Ressourcen.

„Migranten-Jugendliche“, die sich selbst eher als benachteiligt und weder in der Herkunfts- noch in der Mehrheitskultur erfolgreich erleben, fühlen sich tendenziell eher heimatlos als mehrfach beheimatet. Für Jugendliche, die sich als chancen- bzw. perspektivenlos erfahren, ist die regressive Einbindung in nationalistische, häufig autoritäre und mitunter gewalttätige Gruppen aber immer noch besser als gar keine Einbindung. Ähnliche Gruppenbildungen findet man im Übrigen auch bei perspektivenlosen, einheimischen Jugendlichen in den de-industrialisierten Regionen Ostdeutschlands bzw. Osteuropas.

Was ist Heimat? Wenn wir diese Befunde theoretisch aufgreifen, zeigt sich, dass Heimat in der subjektiven Konstruktion von Kindern und Jugendlichen mehr ist als eine (unspezifische) biographische Erfahrung an einem bestimmten (Herkunfts-)Ort. Heimat ist erstens ein sozialer Raum, in dem die Erfahrung von Zugehörigkeit, Gebor-

genheit, aber auch Anerkennung gemacht wird. Heimat ist zweitens ein Handlungsraum, eine Umgebung, die ich als Handelnde/r erfahre, die ich mir aneignen kann, in der ich mich beteilige, für die ich Verantwortung übernehme und in der ich Einfluss gewinnen kann. Und nicht zuletzt wird der Raum zur Heimat, der mir persönliche Perspektiven eröffnet, den ich mit persönlichen Bedeutungen besetzen kann, der für mich personal Sinn stiftet, den ich mit identitätsrelevanten Geschichten verbinden und in dem ich Identitätsprojekte ansiedeln kann. Insofern gibt es in der Erfahrung der Jugendlichen heute meist nicht (nur) eine (große) lokale bzw. regionale Heimat, sondern viele kleine, multiple Heimaten (Die deutsche Sprache sieht diesen Fall gar nicht vor, sondern definiert Heimat als Einzahlwort.): ein Patchwork aus identitätsrelevanten Räumen, die mit sozialer Einbindung, (relativer) Handlungsfähigkeit und subjektiver Bedeutsamkeit einhergehen.

Diese Heimaten sind möglicherweise auch gar nicht mehr an den längeren Aufenthalt an einem Ort gebunden, sondern haben teilweise räumlich und zeitlich weniger umgrenzte Strukturen: Auch ein vorübergehendes Kulturprojekt, eine nur zeitweilig bestehende Freizeit-Gruppe oder eine Internet-Community können in diesem Sinn psychologisch zu Heimaten von Jugendlichen werden. Logisch folgt daraus,

- dass Heimat nicht mehr qua Geburt gegeben ist, sondern Beheimatung (so wie Identitätsentwicklung) zur Lebensaufgabe wird,
- dass immer wieder neue Kontexte aufgesucht, angeeignet, sozial und psychologisch integriert werden müssen und
- es darum geht, Bindung (und Verbundenheit) mit sich verändernden Umgebungen, Handlungsräumen, Bezugspersonen, Gemeinschaften, aber auch Werten und kulturell disparaten Welten immer wieder neu herzustellen, aufrechtzuerhalten und zu pflegen.

Was kann Jugendarbeit tun, um Beheimatungsprozesse von Jugendlichen zu unterstützen? Erstens stellt sie häufig die Orte zur Verfügung, an denen (hoffentlich) Heimerfahrung möglich ist, also Orte von subjektiver Sicherheit, sozialer Integration, kultureller Identifikation, aber auch Orte, die beeinflussbar, mitgestaltbar, mitverantwortbar sind und an denen Jugendliche genau diese Erfahrung von Gestaltung, Beteiligung und Verantwortung machen können. Zweitens ist natürlich die soziale Dimension zentral, d.h., dass in diesen Räumen Begegnung und Integration möglich, Zugehörigkeit und Anerkennung erfahrbar werden, dass also tatsächlich ein sozial gefüllter und verbundener Raum entsteht. Dabei spielen gruppendynamische Prozesse zwischen den Jugendlichen eine wichtige Rolle, die von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern meist nur beobachtet und begleitet, mitunter aber auch beeinflusst oder sogar initiiert werden müssen. Entscheidend ist aber oft auch, ob die Jugendmitarbeiterinnen und Jugendmitarbeiter selbst zu Heimatmenschen werden, sich verbinden und Beziehungsangebote machen. Drittens kann Jugendarbeit viel zur kulturellen Identifikation mit einem Ort oder einer Region beitragen, indem sie dessen/deren Geschichte erlebbar macht und eine aktive, was auch heißen kann kritische Auseinandersetzung mit Umgebungen und dort vorhandenen Traditionen anregt.

Umgekehrt kann sie auch eigene – neue Traditionen – schaffen und den Platz, den Jugendliche in der Gemeinde haben, vertreten und stärken. Und viertens beinhaltet Beheimatung auch die individuelle Begleitung bei Prozessen personaler Identitätsfindung und Sinnstiftung. Nicht nur in Krisenphasen, sondern auch in der ganz normalen Identitätsentwicklung von Jugendlichen ist es wichtig, dass Erwachsene außerhalb von Familie und Ausbildungsinstitutionen zur Gesprächspartnerin und zum Gesprächspartner, aber manchmal auch zur Mentorin und zum Mentor für persönliche Identitätsprojekte werden können, mit ihrer (größeren) Lebenserfahrung nach Ansatzpunkten, Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartnern, adäquaten

Orten und Strategien für die Realisierung anfangs oft noch sehr diffuser Träume und Ideen suchen oder einfach den Prozess deren Klärung begleiten. Das kann, insbesondere im Rahmen kirchlicher Jugendarbeit, auch eine spirituelle Dimension haben, hat aber auch außerhalb davon oft mit Sinnfragen zu tun (Macht z. B. eine bestimmte Ausbildung wirklich Sinn für den Jugendlichen? Dabei geht es nicht nur um Fähigkeitsbeurteilung oder Einkommensabschätzung).

Was sind die Voraussetzungen dafür, dass Jugendarbeit zur Beheimatung beitragen kann? Wesentlich ist, dass sie selbst „beheimatet“ sein sollte, d.h., sie sollte sich nicht nur der eigenen Herkunft, sondern auch des gegenwärtigen Arbeitsortes, dessen (guter und unguter) Traditionen und der dort bestehenden sozialen Beziehungen sehr bewusst sein bzw. sich aktiv damit auseinandersetzen. Methodisch wird das in der Jugendarbeit meist unter dem Stichwort „Sozialraumanalyse“ verhandelt. Diese hat einige Instrumentarien entwickelt, mit denen die Annäherung an den Ort und dessen sozialer Struktur erleichtert bzw. beschleunigt werden kann. Aber eine Analyse reicht für Beheimatung nicht aus, sondern es geht immer auch darum, ein Gefühl für den Ort und die dort lebenden Menschen zu entwickeln und sich selbst mit diesen zu verbinden. Das fällt meiner Beobachtung nach manchen Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern schwer, vor allem wenn sie sich selbst eher als Nomadinnen und Nomaden bzw. Außenstehende wahrnehmen.

Nicht zuletzt muss darauf hingewiesen werden, dass sich natürlich auch die Jugendarbeit im Rahmen von Ressourcen bewegt und dass ein zunehmend wichtiger Teil der Tätigkeit darin besteht, Ressourcen für die Beheimatungsarbeit zu erschließen: Das ist oft in erster Linie (aber nicht nur) Geld, es sind das aber auch (und manchmal vor Geld) soziale Unterstützung, Interesse, Kreativität und innere Beteiligung an dem, was da an einem konkreten Ort (in einem Jugendzentrum, einem Projekt, einem Verband) passiert. Auch in dieser Hinsicht ist Beheimatung kein kurzfristiges Projekt, sondern

es braucht einiges an Zeit, Erfahrung (manchmal auch mit wechselnden Orten), Beziehungsfähigkeit und Durchhaltevermögen, um eine Jugendarbeit zu etablieren, in der sich Jugendliche (und auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter) beheimaten können und mit der sich am Ende vielleicht auch eine Gemeinde, eine Region, ein Verband identifiziert.

Was aber in den „Mühen der Ebene“ auf keinen Fall vergessen werden darf und aus meiner Sicht gerade für Jugendarbeit existentiell ist, ist das utopische Potential des Heimatbegriffs.

Ernst Bloch hat am Ende seines Buches „Das Prinzip Hoffnung“ geschrieben: „Es geht um den Umbau der Welt zur Heimat – ein Ort, der allen in der Kindheit scheint und an dem noch niemand war.“ Eine Welt, die Heimat für alle Menschen wäre, muss man sich erst einmal vorstellen können. Eine Welt, die heimatlicher ist, als die, in der wir gegenwärtig leben, kann man sich durchaus vorstellen. Die Vorstellungen, die wir heute mit Jugendlichen über Heimat entwickeln, werden darüber entscheiden, wie unsere Welt in 20, 50 oder vielleicht auch erst in 100 Jahren aussieht. Sie werden auch darüber entscheiden, wie diese Jugendlichen mit uns umgehen, wenn wir alt sind und eher die Geschichte und Tradition verkörpern. Insofern macht es wohl Sinn, sich heute schon mit ihnen gemeinsam auf die Suche nach Heimat zu begeben und zu untersuchen, wo – konkret vor Ort – der Umbau der Welt zur Heimat beginnen kann.

Literatur

- Atabay, Iman (1994): *Ist dies mein Land?* Pfaffenweiler: Centaurus.
- Baacke, Dieter (1990): *Heimat als Suchbewegung. Problemlösungen städtischer Jugendkulturen.* In: Cremer, Will/Klein, Ansgar (Hrsg.): *Heimat. Analysen. Themen. Perspektiven.* Bd. 249/1. Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn, S. 479-496.
- Belschner, Wilfried et al. (o.J.): *Wem gehört die Heimat? Beiträge der Politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen.*
- Bloch, Ernst (1967): *Das Prinzip Hoffnung.* Gesamtausgabe Bd. 5.1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhnisch, Lothar (1990): *Distanz und Nähe – Jugend und Heimat im regionalen Kontext.* In: Cremer, Will/Klein, Ansgar (Hrsg.): *Heimat. Analysen. Themen. Perspektiven.* Bd. 249/1. Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn, S. 465-471.
- Bronfenbrenner, Uri (1989): *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente.* Frankfurt: Fischer.
- Brückner, Peter (1994): *Das Abseits als sicherer Ort.* Berlin: Wagenbach.
- Deinet, Ulrich (Hrsg.) (2009): *Methodenbuch Sozialraum.* Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dollinger, Bernd (2006): *Individualität als Risiko. Soziale Pädagogik als Modernisierungsmanagement.* Berlin: Lit Verlag.
- Edding, Cornelia/Kraus, Wolfgang (Hrsg.) (2006): *Ist der Gruppe noch zu helfen? Gruppendynamik und Individualisierung.* Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Engelhardt, Wolf/Stollenberg, Ute (Hrsg.) (2002): *Die Welt zur Heimat machen.* Bad Heilbrunn (Obb): Klinkhardt Verlag.

- Görlitz, Dieter et al. (Eds.) (o.J.): *Children, Cities and Psychological Theories*. Berlin: Springer.
- Greverus, Ina-Maria (1979): *Auf der Suche nach Heimat*. München: Verlag C. H. Beck.
- Kessl, Fabian et al. (Hrsg.) (2005): *Handbuch Sozialraum*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keupp, Heiner et al. (2008): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. 3. Auflage. Reinbek. Rowohlt Enzyklopädie.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mecheril, Paul/Teo, Thomas (1994): *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin: Dietz.
- Neumann-Braun, Klaus/Richard, Birgit (Hrsg.) (2005): *Coolhunters. Jugendkulturen zwischen Medien und Markt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Parin, Paul (o.J.): *Heimat, eine Plombe*. (= Eva Reden. Band 21.)
- Piaget, Jean/Weil, Anna Marie (o.J.): *The development in children of the idea of homeland*. In: *International Social Science Bulletin* Jg. 3, pp. 561-578.
- Schmidt, Thomas E. (o.J.): *Heimat*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Schlink, Bernhard (2006): *Heimat als Utopie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Senett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.
- Straus, Florian (2002): *Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Türcke, Christoph (2006): Heimat. Eine Rehabilitierung. Springer: Zu Klampen.

Zeiger, Helga/Zeiger, Hartmut (1994): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim und München: Juventa.

Zinnecker, Jürgen et al. (2003): Null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts. Opladen: Leske + Budrich.

Weiterführende Literatur

Mitzscherlich Beate (2008): Im globalen Strom daheim – Gedanken zur Zukunft von Integration und Identität – Folgerungen für die Jugendarbeit. In: wert-statt 2008.

Mitzscherlich Beate (2008): Wurzeln schlagen. Mobilitätsanspruch und Sehnsucht nach Beheimatung. In: Depression – zum Umgang mit der Volkskrankheit. Dokumentation. Evangelischer Pressedienst Nr. 41, S. 18-22.

Mitzscherlich Beate (2006): Bedrohte Zugehörigkeit – Beheimatung in einer sich verändernden Welt. In: Edding, Cornelia/Kraus, Wolfgang (Hrsg.): Ist der Gruppe noch zu helfen? Gruppendynamik und Individualisierung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 61-76.

Mitzscherlich Beate (2006): Individualität als Risiko - Integration als Chance? Zur Identitätskonstruktion von Jugendlichen in der Gegenwart. In: Dollinger, Bernd (Hrsg.): Individualität als Risiko. Soziale Pädagogik als Modernisierungsmanagement. Berlin: Lit Verlag, S. 83-96.

Mitzscherlich Beate (2005): Beheimatung in Babylon. Bibliotheken als Lese- und Lebensort. In: Materialien zur Erwachsenenbildung, Land Salzburg, Heft 33.

- Mitzscherlich Beate (2004): Heimat ist etwas, was ich mache: In: !kultur. Zeitschrift für Soziokultur und kulturelle Initiativen in Niedersachsen, Dezember 2004, S. 6-7.
- Mitzscherlich Beate (2003): Das Verhältnis von Sprache und Identität als psychologische Grundlage individuellen Sprachverhaltens. In: Der Niedersorben Wendisch. Eine Sprach-Zeit-Reise. Bautzen: Domowina Verlag, S. 99-103.
- Mitzscherlich Beate (2001): Die psychologische Notwendigkeit von Beheimatung. In: Bucher, Anton/Gutenthaler, Andreas: Heimat in einer globalisierten Welt. Wien: Öbv et hpt, S. 94-109.
- Mitzscherlich Beate (2001): Von der globalisierten Welt zum sicheren Ort? Überlegungen zum Zusammenhang von Armut und Heimat. In: Sozialpädagogische Impulse H. 4, S. 11-15.
- Mitzscherlich Beate (2000): Die Bedeutung von Initiation in Lebensbiographien. In: Inszenierung Lebensweg – Lebensweginszenierungen. Aktion Jugendschutz Sachsen. Thema Jugendschutz, S. 3-14.
- Mitzscherlich Beate (2000): Heimat ist etwas was ich mache. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung. 2. Auflage. Centaurus: Pfaffenweiler.
- Mitzscherlich Beate [et al.] (2008): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. 3., überarbeitete Auflage. Reinbek: Rowohlt Enzyklopädie.



„MEINE“ HEIMAT

Als ich vor einigen Wochen begann, Hinweise dafür zu sammeln, was „Heimat“ denn bedeutet, wurde ich insofern überrascht, als alle Befragten etwas ganz Unterschiedliches damit verbanden: Familie, befreundete Menschen, Geborgenheit, Sicherheit, einen gefüllten Kühlschrank, Solidarität, bestimmte Gerüche oder Erlebnisse, individuelle Orte, Emotionen und Gefühle, Geschichten, Migration, Sprache, Religion, Ankommen, Wurzeln, Vorfahren im Rucksack, bestimmte Regeln und Codes, aber auch Unterdrückung, Gewalt, Patriarchat, Armut, Angst, erniedrigende Hierarchien, Krieg.

Mit Heimat verbinden wir vorrangig Positives, Wohliges. Negative Assoziationen können vor allem entstehen, wenn wir die (geografische) Heimat freiwillig oder unfreiwillig verlassen mussten. Und auch wenn wir Heimat schaffen wollen und auf Widerstand, Feindlichkeit, Rassismus und Hass stoßen, fällt es uns selbstverständlich schwer, positive Gefühle für das neue Zuhause zu entwickeln.

Ich selbst bin eine geborene Nicht-Christin, deren österreichische Eltern die Traditionen ihrer Vorgenerationen vehement ablehnten. Unseren Wohnsitz wechselten wir fast jährlich, sowohl in der Zeit, als wir als Vater-Mutter-Kind-Familie lebten, als auch in den Zeiten der Patchworkgemeinschaften. Vorstellungen von Heimat als einem österreichisch-katholisch-traditionellen Vaterland kann ich gar nichts abgewinnen. Als ich in den 1970er Jahren geboren wurde, leb-

ten längst zahlreiche türkische Familien und Menschen aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens hier. Seit ich denken kann, lebe ich in Kulturen – ich verwende hier bewusst den Mehrzahlbegriff, da es die eine Kultur nicht gibt: Jugend-, Geschlechter-, Religions-, Herkunfts-, Bildungskulturen und andere –, die von muslimischen, christlichen, von orientalischen, patriarchalischen, monarchistischen, feministischen, punkigen, blumigen, esoterischen, deutschen, englischen, afro-amerikanischen, chinesischen und vielen anderen Einflüssen durchzogen sind. Diese Transkulturalität bestimmt meine Heimat seit ich denkfähig bin.

Keine Kultur kann für immer stillstehen, Kulturen sind stets dynamisch, verändern sich, schaffen Neues, werfen Altes über Bord, sind von vornherein nicht absehbar, wissen nicht, wer und was sie bereichern oder verlassen wird. Kulturen leben und gestalten sich mit den Menschen, die sich ihnen zugehörig und in ihnen beheimatet fühlen. Eine Kultur, die keine Möglichkeit der Veränderung zulässt, statisch bleibt, wird nicht überleben können. Das haben wir spätestens mit dem Berliner Mauerfall gelernt. Menschen, die sich entwickeln können, verändern die Welt täglich. Ich kenne keine Zeit, in der das nicht so war.

Heimat als Utopie

Wenn ich an die letzten Wahlkämpfe der FPÖ denke – diese nennt sich übrigens selbstsicher „die Heimatpartei“ – so wird der Anschein erweckt, als bestehe völlige Einigkeit darüber, was „unsere Heimat“ ist: hellhäutige Christen-Menschen, Mädchen mit blonden Zöpfen, Herren als Mächtige im eigenen Land. Dass hier das Bild einer Ideologie heraufbeschworen wird, die schon vor einem dreiviertel Jahrhundert eine Utopie geblieben ist, versteht sich von selbst. Dennoch verdoppelt die FPÖ mit den perfekten, aalglatten Wahlplakaten hier-

zulande ihre Stimmen. Gerade in unsicheren Zeiten erzeugt die Ideologie nach dem Muster „Wir Guten und die Anderen“ die Vorstellung, dass wir uns schon lange in einem Kampf befinden gegen das „unsere Heimat“ vernichtende Fremde, und nur mit diesem starken Mann an der Spitze kann das Böse besiegt werden. Dieses Spiel mit der Emotion Angst, die besonders durch die Wirtschaftskrise noch verstärkt wird, ist altbekannt und gut geeignet, mit der Rückbesinnung auf traditionelle Werte eine Welt zu versprechen, die es nie gab und geben wird.

Doch welche Sehnsucht soll diese Utopie in uns wecken?

Dieser medial und politisch so eng zusammengerückten Welt mit ihren schier endlosen Possibilities und Gefahren, die täglich neu entdeckt und in High Speed verbreitet werden, scheint die Orientierung abhanden gekommen zu sein. Es gibt – im Gegensatz zu früheren Generationen – eine Unmenge an Möglichkeiten, sei es in der Wahl der Ausbildung, des Urlaubsziels, der Partnerin oder des Partners, des Mobilfunknetzes, des TV-Senders oder der Freizeitgestaltung. Doch wie soll ich wissen, ob ich mich, wenn ich mich für etwas oder jemanden entscheide, auch für das Richtige entscheide, und wäre nicht doch die andere Möglichkeit die bessere gewesen? Was könnte, sollte, müsste ich denn jetzt noch tun, um noch glücklicher zu sein?

Dieses Mehr an Möglichkeiten legt gleichzeitig einen latenten Mantel der Entscheidungsverweigerung und Unzufriedenheit über unsere Gesellschaft. Wie soll ich mich in diesem Dickicht aus Unvorhersehbarkeiten auskennen? Konfrontiert nicht all dieses Neue, dieses Fremde, dieses Noch-nicht-da-Gewesene mich zutiefst mit mir selbst und kratzt an meiner verletzlichen Identität? Identität hat mit Identifikation zu tun, doch womit soll ich mich identifizieren? Sind wir

deshalb gefährdet, dem Wunsch einer schmerzfreien Zone, einem geschützten Raum, einer vertrauten, sicheren Umgebung, in der Regeln und Tradition seit jeher gleich sind und sein werden, zu verfallen? Erliegen wir dem Versprechen von einer Welt, die verschont bleibt von äußeren Einflüssen und Veränderungen, die mit Schmerzen verbunden sind?

70

ABER: Heimat ist keine Utopie, Heimat ist Realität. Veränderungen, Neuerungen waren und sind immer mit Schmerzen verbunden. Keine starke Hand kann uns retten, wenn wir uns nicht selbst retten. Es gibt kein Leben, das stets gleich bleibt. Heimat ist kein Versprechen, kein ideologisch-religiöses Paradies. Heimat gestalten wir mit, und zwar für uns selbst und für andere. Vor allem junge Menschen, die auf der Suche nach ihrer Identität sind, können wir dabei begleiten, ihre Heimat zu erkunden und ihre Wurzeln zu stärken. Wo komme ich her? Mit wem habe ich gelebt, was habe ich gespielt, gegessen, gesungen? Welche Geschichten, welche Märchen kenne ich aus meiner Kindheit? Welche Farben und Gerüche? Welche Menschen haben mich unterstützt, welche haben mich geärgert? In einen Dialog treten mit sich selbst und anderen über die eigene Herkunftsgeschichte hilft das eigene Fundament zu stärken. Denn nur, wer seine Vergangenheit kennt, kann Perspektiven für die Zukunft entwickeln. Denn nur, wer Wurzeln hat, kann auch fliegen.

Auf Wikipedia (danke!) fand ich eine interessante Erklärung für das deutsche Wort „Heimat“. Hier heißt es, dass es sich um eine Beziehung zwischen Mensch und Raum handelt. Die historische und geographische Eingrenzung dieser Bezugsräume ist aber keine feststehende, sondern eine situationsbedingt

verschiebbare. Heimat kann eine Gegend, Landschaft, ein Dorf, eine Stadt oder eine Nation meinen, kann sich aber auch auf Sprache oder Religion beziehen. Heimat bezeichnet somit keinen konkreten Ort, sondern Identifikation. Es ist die Gesamtheit der Lebensumstände,

in denen ein Mensch aufwächst. Das lässt doch darauf schließen, dass es keine Heimat geben kann, die für alle gilt, sie ist individuell und steht in Beziehung zu mir selbst. Für den einen ist Vorarlberg seine Heimat, für die andere ist es ihr Freundinnenkreis, für jemand dritten ist es die stürmische See.

Im utopischen Sinne ist die Heimat ein erst noch herzustellen der Ort in einer Welt jenseits der Entfremdung, womit wir wieder bei der FPÖ wären.

Das Fremde als Hilfe

Das Gegenüber der Heimat ist die Fremde oder das Fremde.

Aus vielen Erzählungen und eigener Erfahrung weiß ich, dass ich mir erst durch das Erleben des Fremden und das Mich-Einlassen auf Neues meines Eigenen bewusst werde. So erzählte mir ein junger Mann, dass er sich erst als Holländer fühle, seit er in Österreich lebe, weil er ständig mit seinem Holländer-Sein konfrontiert werde. Ähnliches kenne ich von Urlauben, wenn ich z. B. im fernen Asien plötzlich eine zum Teil sehr irrationale Verbundenheit mit Menschen entdecke, die dieselbe Sprache wie ich sprechen oder aus meiner geografischen Umgebung stammen. Würde ich ihnen hier begegnen, wären sie mir fremd.

Diese Suche nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner gibt uns ein Gefühl der Orientierung und Sicherheit, doch ist sie äußerst fehleranfällig. Wir assoziieren Bilder und Gefühle, Eindrücke, Erlebnisse und Vorstellungen in Gemeinsamkeiten, aber auch in Fremdartiges hinein, wir interpretieren und vor-urteilen. Wir meinen unterbewusst, etwas über unser Gegenüber zu wissen, über das Österreicher-Sein des Menschen im fernen Asien, über das Türke-Sein in

Österreich. Wir projizieren Geschichten in andere Menschen.

Aber wir wissen gar nichts. Wir kennen ihre/seine Geschichte nicht, wir kennen ihre/seine Familie nicht, wir haben keinen blassen Schimmer, welche Religion sie/er ausübt bzw. ob überhaupt. Wir wissen nichts, solange wir nicht in einen Dialog treten mit den Menschen, die uns begegnen. Und erst diese Konfrontation macht uns sensibel für das Fremde und wirft uns letztendlich auf das Eigene zurück. Diese Auseinandersetzung eröffnet uns die Chance, unsere Identität zu schaffen und zu festigen.

Werde die du bist! Werde der du bist!

Einen Ort für die Konfrontation mit eigenen und fremden Geschichten, für die Mit-Gestaltung eigener Kulturen, für die Entwicklung und Stärkung des eigenen Selbst bietet die „Offene Jugendarbeit“ mit ihren Frei- und Rückzugsräumen. Hier können sich junge Menschen erholen von den Erwartungen, die in sie gesetzt werden, vom „du solltest ...“ und „du musst ...“. Hier können sie sich ausleben, selbst entdecken und erforschen, kreativ sein, Vertrauen entwickeln, Beziehungen aufbauen, Wurzeln entdecken und festigen und sich beheimatet fühlen. Dies geschieht, weil sie willkommen sind und wertgeschätzt werden mit ihren Bedürfnissen und in ihrer Eigenart. Entscheidend in der Offenen Arbeit mit jungen Menschen ist das ressourcenorientierte Handeln, das sich nach dem Können und den Interessen der Jugendlichen richtet. Leistungsdruck und die Angst vorm Scheitern treten in den Hintergrund, Spaß und Herausforderungen in den Vordergrund.

Hier und überall im Austausch mit Menschen kann auch Heimat geschaffen werden, denn Heimat ist dort, wo wir den roten Lebensfaden festgemacht haben. Meine Heimat ist meine Identität. Und

diese ist sowohl selbst- als auch fremdbestimmt geschaffen. Welche Motivation in Menschen freigesetzt werden kann, wenn sie sich wohl fühlen, lässt sich in keiner Zahl messen, doch wir wissen alle, wie befruchtend wir für unser Umfeld sind, wenn es uns gut geht.

Weiterführende Links

bOJA, das bundesweite Netzwerk Offene Jugendarbeit und die Kompetenzstelle für Offene Jugendarbeit in Österreich: *www.boja.at*



„DIES IST NICHT MEINE WELT, IN DER NUR HAUTFARBE UND HERKUNFT ZÄHLT ...“

Jugend und Jugendkulturen zwischen Heimatn und lokalen Identitäten

Heimat und Jugendkulturen – das klingt zunächst wie ein Widerspruch in sich. Schließlich verbinden wir mit Jugend und ihren vielfältigen kulturellen Erscheinungen ein Hinausgehen aus dem Elternhaus, ein Hineintauchen und Experimentieren in anderen „Welten“, die vielen Erwachsenen fremd und unverständlich erscheinen. Ein Gegensatz also zu Vertrautheiten, zu Geborgenheiten, zum Beheimatet-Sein. Doch der Begriff „Heimat“ lässt viele Bedeutungen zu. Er steht in einem assoziativen Feld, das ein Spektrum eröffnet, das viele Jugendliche nur zu gerne aufgreifen, reflektieren und kulturell gestalten.

„Heimat ist da, wo man verstanden wird“ lautet der Titel eines Buches von Anja Tuckermann und Uta Beth, das die Lebenslagen junger Vietnamesinnen und Vietnamesen in Deutschland thematisiert. Der Satz bringt auf den Punkt, was Heimat für viele Jugendliche nicht ist: der Ort, an dem sie geboren und aufgewachsen sind. Ihre Verortung findet vielmehr dort statt, wo emotionale und stilistische Vorlieben geteilt und entwickelt werden können, wo Austausch mit Gleichge-

sinnen möglich ist, wo etwas passiert – jenseits vertrauter kultureller Muster aus der Kindheit und der Welt der Erwachsenen. Nicht von ungefähr nannten sich die ersten bekannten Jugendkulturen zu Beginn des 20. Jahrhunderts „Wandervogel-Bewegung“ oder „Wilde Cliques“, zogen Jugendliche hinaus in die Natur, verfassten eigene Texte und Lieder und fühlten sich gerade die Arbeiterjugendlichen in den Städten von Rummelplätzen und dem Schaustellergewerbe angezogen. Doch eine platte Dichotomie zwischen ortsgebundener Heimat der Erwachsenen und weltoffener Flucht der Jugendlichen wäre zu kurz gegriffen. Jugendliche thematisieren in ihren Kulturen auch die lokale Verortung. Ihre Kulturen entstehen nicht in einem Vakuum, sondern sind Seismographen für gesellschaftliche Verhältnisse. In keiner anderen Lebensphase wurden und werden so viele Texte und Songs über Heimat geschrieben wie im Jugendalter. Beispiele finden sich in den meisten Jugendszenen. Sie verarbeiten das soziale Umfeld, die Familie, das Land, Regionen oder persönliche Beziehungen.

Der Song „Mein Skateboard ist wichtiger als Deutschland“ der Punk-Band Terrorgruppe aus dem Jahr 1997 bringt beispielsweise die Auseinandersetzung Jugendlicher mit ihrer nationalen und internationalen Verortung auf den Punkt:

Millionen dumme Deutsche wissen nichts davon.
Tausend Politessen hab'n nichts mitbekommen.
Ich breche alle Regeln, Ampeln kenn' ich nicht,
fahr täglich eine Oma um die dann zusammen bricht.

Mein Skateboard ist wichtiger als Deutschland „uuuuuu“
das hab ich schon vor vielen Jahren erkannt „uuuuuu“
ich will nur gleiten, nach allen Zeiten

Mein Skateboard ist wichtiger
Millionen dumme Deutsche haben ein Problem,
wenn sie mich auf meinem Skateboard fahren seh'n.
Sie schreien mir nach der gehört ja ins KZ,
dabei hatte ich schon fast alle ihre Töchter im Bett.
Mein Skateboard ist wichtiger als Deutschland ...
Mein Skateboard ist wichtiger ...
... als ...
... Deutschland ...
... Europa ...
... Amerika ...
... die Welt ...
... das Universum ...
... der Verkehrsminister ...
... Gott ... und das Geld

Mein Skateboard ist wichtiger als Deutschland ...

Im deutschsprachigen Hip-Hop hat sich gleich ein ganzes Label, das nicht nur in Deutschland in aller Munde ist, nach seinem lokalen Sitz benannt:

Aggro Berlin schaffte es mit Songs wie Sidos „Mein Block“ aus dem Jahr 2004 oder Flers Album „Fremd im eigenen Land“ aus dem Jahr 2008 in vielen gesellschaftlichen Milieus bekannt zu werden. In „Mein Block“ heißt es im Vorspann:

Steig ein!

Steig ein!

Ich will dir was zeigen.

Der Platz an dem sich meine Leute rumtreiben:

Hohe Häuser – dicke Luft – ein paar Bäume – Menschen auf Drogen.

Hier platzen Träume.

Wir hier im Viertel kommen klar mit diesem Leben.

Ich hab alle meine Freunde aus dieser Gegend.

Hab doch keine Angst vor dem Typen mit dem Schlagring.

Er ist zwar n bisschen verrückt doch ich mag ihn.

Ich kann verstehn, dass du dich hier nicht so wohl fühlst, dass du viel lieber zu Hause im Pool wühlst.

Du sitzt lieber am gutgedeckten Tisch.

Dann merkst du schnell, Berlin ist nix für dich.

Steig ein!

Steig ein! ...

Im Refrain fährt Sido fort:

Meine Stadt, mein Bezirk, mein Viertel, meine Gegend, meine Straße, mein Zuhause, mein Block, meine Gedanken, mein Herz, mein Leben, meine Welt reicht vom ersten bis zum 16. Stock.

...

Und davon sing ich dir ein Lied. Du kannst es kaufen ...

Das sehr kontrovers aufgenommene Album von Fler spielt mit seinem Titel auf einen der ersten gleichnamigen Hip-Hop-Songs von Advanced Chemistry aus dem Jahr 1992 an, in dem die Musiker ihre Situation als nicht-gleichberechtigte, sondern wenn überhaupt nur geduldete „Gastarbeiterkinder“ beschreiben:

...

Advanced Chemistry! Sie kämpfen gegen Vorurteile und Rassismus!

Ich habe einen grünen Pass mit 'nem goldenen Adler drauf. Dies bedingt, daß ich mir oft die Haare rauf'.

Jetzt mal ohne Spaß: Ärger hab' ich zuhauf, obwohl ich langsam Auto fahre und niemals sauf'.

All das Gerede von europäischem Zusammenschluß! Fahr' ich zur Grenze mit dem Zug oder einem Bus,

frag' ich mich, warum ich der Einzige bin, der sich ausweisen muß, Identität beweisen muß!

Ist es so ungewöhnlich, wenn ein Afro-Deutscher seine Sprache spricht und nicht so blaß ist im Gesicht?

Das Problem sind die Ideen im System: Ein echter Deutscher muß auch richtig deutsch aussehen!

Blaue Augen, blondes Haar, keine Gefahr! Gab's da nicht 'ne Zeit, wo's schon mal so war?

Gehst Du mal später zurück in Deine Heimat? Wohin? Nach Heidelberg, wo ich ein Heim hab'?

Nein, Du weißt, was ich mein'! Komm', lass' es sein, ich kenn' diese Fragen, seitdem ich klein

bin in diesem Land vor zwei Jahrzehnten geboren, doch frag' ich mich manchmal: Was hab' ich hier verloren?

Ignorantes Geschwätz, ohne End, dumme Sprüche, die man bereits alle kennt!

Ey, bist Du Amerikaner oder kommste aus Afrika? Noch ein Kommentar über mein Haar, was ist daran so sonderbar?

Ach, Du bist Deutscher, komm', erzähl' kein' Scheiß! Du willst den Beweis? Hier ist mein Ausweis:

Gestatten sie, mein Name ist Frederik Hahn! Ich wurde hier geboren, doch wahrscheinlich sieht man es mir nicht an.

Ich bin kein Ausländer, Aussiedler, Tourist, Immigrant, sondern deutscher Staatsbürger und komme zufällig aus diesem Land.

Wo ist das Problem, jeder soll gehen, wohin er mag, zum Skifahren in die Schweiz, als Tourist nach Prag,

zum Studieren nach Wien, als Au-Pair nach Paris ziehen, andere wollen ihr Land gar nicht verlassen, doch sie müssen fliehen.

Ausländerfeindlichkeit, Komplex der Minderwertigkeit, ich will schockieren und provozieren, meine Brüder und Schwestern wieder neu motivieren.

Ich hab' schon 'nen Plan, und wenn es drauf ankommt, kämpfe ich Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Ich hoffe, die Radiosender lassen diese Platte spielen, denn ich bin kein Einzelfall, sondern einer von vielen.

Nicht anerkannt, fremd im eigenen Land, kein Ausländer und doch ein Fremder.

Ich habe einen grünen Pass mit 'nem goldenen Adler drauf, doch mit italienischer

Abstammung wuchs ich hier auf.

Somit nahm ich Spott in Kauf in dem meinigen bisherigen Lebensablauf.

Politiker und Medien berichten ob früh oder spät von einer überschrittenen Aufnahmekapazität.

Es wird einem erklärt, der Kopf wird einem verdreht, daß man durch Ausländer in eine Bedrohung gerät.

Somit denkt der Bürger, der Vorurteile pflegt, daß für ihn eine große Gefahr entsteht,

er sie verliert, sie ihm entgeht, seine ihm so wichtige deutsche Lebensqualität.

Leider kommt selten jemand, der frägt, wie es um die schlechtbezahlte, unbeliebte Arbeit steht.

Kaum einer ist da, der überlegt, auf das Wissen Wert legt, warum es diesem Land so gut geht,

daß der Gastarbeiter seit den Fünfzigern unentwegt zum Wirtschaftsaufbau, der sich blühend bewegt,

mit Nutzen beitrug und noch beiträgt, mit einer schwachen Position in der Gesellschaft lebt,

in Krisenzeiten die Sündenbockrolle belegt. Und das eigentliche Problem, das man übergeht,

wird einfach unauffällig unter den Teppich gefegt.

Nicht anerkannt, fremd im eigenen Land, kein Ausländer und doch ein Fremder.

Ich habe einen grünen Pass mit 'nem goldenen Adler drauf, doch keiner fragt danach, wenn ich in die falsche Straße lauf.

Komm', dem hauen wir's Maul auf! Gut, daß ich immer schnell war beim Hundertmeterlauf.

Gewalt in Gestalt einer Faust, die geballt, oder ,nem blitzenden Messer, ,ner Waffe, die knallt.

Viele werden behaupten, wir würden übertreiben, doch seit zwanzig Jahren leben wir hier und sind es leid zu schweigen.

Progrome entstehen, Polizei steht daneben, ein deutscher Staatsbürger fürchtet um sein Leben.

In der Fernsehsendung die Wiedervereinigung, anfangs hab' ich mich gefreut,

doch schnell hab' ich's bereut. Denn noch nie seit ich denken kann, war's so

schlimm wie heut'!

Politikerköpfe reden viel, doch bleiben kalt und kühl, all dies passt genau in ihr Kalkül.

Man zeigt sich besorgt, begibt sich vor Ort, nimmt ein Kind auf den Schoß, für Presse ist schon gesorgt.

Mit jedem Kamerablitz ein neuer Sitz im Bundestag, dort erläßt man ein neues Gesetz.

Klar, Asylbewerber müssen raus, und keiner macht den Faschos den Gar aus! Dies ist nicht meine Welt, in der nur die Hautfarbe und Herkunft zählt, der Wahn von Überfremdung politischen Wert erhält,

mit Ignoranz jeder Hans oder Franz sein Urteil fällt, Krach macht und bellt, sich selbst für den Fachmann hält.

Ich bin erzogen worden die Dinge anders zu sehen: Hinter Fassaden blicken, Zusammenhänge verstehen!

Mit Respekten direkt zu jedem Menschen stehen! Ethische Werte, die über nationale Grenzen gehen!

Ich hab 'nen grünen Pass mit 'nem goldenen Adler drauf, doch bin ich fremd hier.

...

Die Künstlerin Bernadette La Hengst, vielen noch als Frontfrau der All-Female-Band Die Braut haut ins Auge bekannt, setzt sich mit dem Thema Heimat in dem 2008 erschienenen Song „Das Dorf am Ende der Welt“ auseinander:

Vielleicht hast du Recht, vielleicht klebt an Großstädten Pech
aber ich kann hier nicht bleiben

Mein Zug wird gleich gehen, ich wollte dich noch sehen
warum bleibst du hier, warum gehst du nicht mit mir, oh

Ich bin hier groß geworden in diesem Dorf am Ende der Welt
Manchmal denke ich, ich bin noch gar nicht geboren
in diesem Dorf am Ende der Welt
ich wache auf und gehe verloren

in diesem Dorf am Ende der Welt, am Ende der Welt

Wie die Plakate werben, wie die Träume sterben
wie die Träume sterben, wie die Gerüchte kochen, ununterbrochen
wie man für den Pfarrer Platz macht
guten Morgen, guten Morgen, gute Nacht

Ich bin hier groß geworden ...

Zwischen all diesem Schrott hier
zwischen all diesem Plunder
wandelt ein kleines Wunder
Es trägt deinen Namen, und wir gehören zusammen

warum bleibst du hier, warum gehst du nicht mit mir, oh?

Ich bin hier groß geworden in diesem Dorf am Ende der Welt ...

Text: Michael Girke

Andere Künstlerinnen wie Aziza-A thematisieren in ihren Songs Biculturalität. 1997 erreichte sie mit ihrem Album „Es ist Zeit“, auf dem sie in deutscher und in türkischer Sprache rappt, Platz 2 der europäischen World Music Charts:

Es ist Zeit

Ich habe braune Augen
habe schwarzes Haar
und komm aus einem Land
wo der Mann über der Frau steht

und dort nicht wie hier ein ganz anderer Wind weht
In den zwei Kulturen in denen ich aufgewachsen bin
ziehen meine lieben Schwestern meist den Kürzeren
Weil nicht nur die zwei Kulturen aufeinander krachen
weil auch Väter über ihre Töchter wachen
Du bist die Ehre der Familie, klar
gehorsam, schweigsam wie deine Mutter auch mal war
So ein Mist
Du hast Angst
kein Ast, an dem du dich festhalten kannst
Es sind

Du weißt
ist es meine Pflicht
das Leben meiner Eltern so zu leben
wie sie es bestreben
mit Autorität mir meinen Mund zukleben

Ja, ja
nun ich nehme mir die Freiheit
Aziza-A tut das
was sie für richtig hält
auch wenn sie aus der ganzen Sippe fällt
und sie niemand zu den gehorsamen Frauen zählt

Es ist mir egal
Ich muss sagen, was ich denke und zwar
Frau, Mutter, Mädchen oder Kind
Egal aus welchem Land sie kamen
Jeder ein Mensch
der selbstständig denken kann
verstehst du Mann?

Sag mir, was geschieht
nämlich nichts, kein Unterschied
Es ist Zeit
Steh auf von Angesicht zu Angesicht
Erkennt:
Wir haben das Gewicht¹

*Aziza-A (1997): „Es ist Zeit“. Oriental HipHop. Orient Express
Musikverlag.*

Der kleine Streifzug durch die deutschsprachige Musikgeschichte der letzten 17 Jahre zeigt, dass das Thema Heimat in verschiedenen Jugendkulturen präsent ist – es ließen sich noch hunderte Songs hier zitieren. Was bedeutet das für die Arbeit mit Jugendlichen?

In den Jugendkulturen liegt ein hohes Potential zur direkten Auseinandersetzung mit jungen Menschen zu zentralen Themen der politischen Bildung, die auch mit dem Thema Heimat in Verbindung stehen. Dazu gehören Rassismus, Migration, Bi- oder Multikulturalität, Gender, Rechtsextremismus, Antisemitismus, Globalisierung, Anerkennung oder Demokratie. In dem beim Berliner Archiv der Jugendkulturen e.V. konzipierten Projekt „Culture on the Road“ wird genau mit dieser Schnittstelle gearbeitet: Junge Szene-Menschen aus der Gothic-, Punk-, Hip-Hop-, Skateboarding-, Manga-, Techno-, Metal-, Reggae- oder (nicht-rechten) Skinhead-Szene und Expertinnen und Experten aus der politischen Bildung gehen gemeinsam in Schulen, Ausbildungsstätten und Jugendeinrichtungen und erarbeiten mit den Jugendlichen Songtexte, Comics, Musikstücke, Buttons, Choreografien, Fanzines, Videos oder Fotografien zu den Lebenswelten der Jugendlichen im Kontext je spezifischer persönlicher und lokaler positiver wie negativer Gegebenheiten. Seit 2001 war das Projekt an hunderten Einrichtungen im deutschsprachigen Raum und hat mit tausenden Jugendlichen gearbeitet, eine Kultur der Anerkennung gefördert und Impulse hinterlassen. Diese haben in vielen Fällen zu einer stärkeren Berücksichtigung der Interessen der Jugendlichen, zu Vernetzungen und zu kritischen Reflexionen über die von Wilhelm Heitmeyer und seinem Team festgestellte „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ geführt. Die Erfahrungen, die wir mit diesem Projekt gesammelt haben, und das Wissen um die vielfältigen kulturellen Phänomene von Jugend und Jugendszenen zeigen, dass Heimat für viele Jugendliche nicht allein vor Ort stattfindet, sondern an vielen Orten, in Heimaten, lokal und global.

Weiterführende Links

Archiv der Jugendkulturen: *www.jugendkulturen.de*

Projekt “Culture on the Road”: *www.culture-on-the-road.de*



“MY HOME IS WHERE THE HEART IS”¹

Intersektionale Ansätze in der Offenen Jugendarbeit

Der Begriff „Heimat“ erfüllte uns bei den Vorüberlegungen zu diesem Artikel mit einigem Unbehagen, taucht er doch vor allem in rechtskonservativen Debatten als patriotischer Kernbegriff auf („Heimatschutz“). Eine positive Auseinandersetzung mit diesem Begriff für eine emanzipatorische und kritische Bildungs- und Sozialarbeit liegt also nicht unbedingt nahe. Dennoch: Es lässt sich nicht leugnen, dass auf der Ebene von Zugehörigkeiten, Herkunft und Migrationsgeschichte – und hierin sind innerstaatliche Wohnortwechsel mit eingeschlossen – „Heimat“ im Sinne von „sich zu Hause fühlen“ eine Rolle spielt. Dies meint die Veränderbarkeit der Orte, auf die sich der Begriff bezieht (z. B. bei einem Wohnortwechsel), aber auch die unterschiedliche Qualität und Ausprägung von „Heimaten“: die Familie, die Freundinnen und Freunde, der Jugendclub, der Fußballplatz, das Klavier ... – all diese Orte können zu „Heimaten“ werden. Dies widerspricht allerdings einem kulturalisierten bzw. ethnisierten Verständnis von Heimat im Sinne von „da komm ich her, da gehör ich hin“ – die Singularform „Heimat“ kann die vielschichtigen Beziehungen zwischen Mensch und Ort(en) immer weniger fassen. Orte sind keine faktischen Gegebenheiten, die außerhalb von uns selbst existieren, vielmehr werden Orte, ausgestattet mit unterschiedlichen

Atmosphären, von Menschen konstituiert, von ihnen geschaffen und mit Gefühlen belegt. Im Ort ist „das Eigene, Unverwechselbare“ (Brauns 1992, S. 163) aufgehoben.

Mitunter kann es im Sozialisationsprozess für Jugendliche von großer Bedeutung sein, sich jenseits des häuslichen Nahumfelds (Familie, Heim etc.), das nicht zwangsläufig ein Zuhause sein muss, einen (weiteren) Ort zu schaffen, an dem sie sich sicher und willkommen fühlen, an dem sie sich ausprobieren, austauschen und auch einigeln können. Wie lässt sich also in der Jugendarbeit ein Ort schaffen, an dem sich Jugendliche so wohl fühlen, dass sie sich diesen Ort als „Zuhause“ aneignen können?

Der Ansatz der *Intersektionalität* bietet einen Zugang in der Offenen Jugendarbeit, der die komplexen Lebensverhältnisse junger Menschen in den Blick nimmt. Was bedeutet es für junge Leute, wenn sie gleichzeitig von verschiedenen sozialen Kategorien betroffen sind, die sich wechselseitig beeinflussen? Gender, sexuelle Orientierung, Zugehörigkeit zu Mehrheitsgruppen oder Minderheiten, soziale Lage – all diese Kategorien haben Einfluss auf die alltäglichen Erfahrungen Jugendlicher.

Exkurs: Der Begriff „Intersektionalität“ wurde von der Schwarzen Juristin Kimberlé

Crenshaw (1995) geprägt. Ihre Analyse der Anti-Diskriminierungsgesetze in den USA zeigte die Tatsache auf, dass diese Gesetze der Unterstützung von weißen Frauen und Schwarzen Männern dienten. Die besondere Situation von Schwarzen Frauen blieb unbeachtet. Crenshaw benutzte eine geometrische Metapher (einen geografischen Kreuzungspunkt), als sie den Einfluss von sich überschneidenden Systemen beschrieb. Die Erfahrungen von Menschen, die Frauen

und Schwarz sind, lassen sich an jenen intersektionalen Überkreuzungen analysieren, an denen multiple Formen der Exklusion zusammenkommen (siehe Walgenbach 2007).

Der *intersektionale* Ansatz nimmt die Wechselwirkungen zwischen sozialen Kategorien in den Blick (siehe Klinger 2003; McCall 2005) und fokussiert dabei soziale Ungleichstellung, Marginalisierung und Deprivation. Mithilfe dieses Ansatzes lässt sich eine komplexe Analyse von Bedürfnissen und Lebenszusammenhängen Jugendlicher erstellen und in konkrete Maßnahmen der Offenen Jugendarbeit integrieren (inklusive der Schaffung angemessener Rahmenbedingungen). Dabei ist der Intersektionalitätsansatz als Ergänzung zu anderen Konzepten der Jugendarbeit (Ansätzen aus den Bereichen Anti-Rassismus, Critical Whiteness, Antisexismus, Anti-Bias, Social-Justice etc.) und nicht als Ersatz zu verstehen.

Im Zuge des in den vergangenen Jahren durchgeführten EU-Daphne-Projekts PeerThink wurden Konzepte und Methoden für eine gewaltpräventive, intersektionale Jugendarbeit entwickelt (Partnerinnen waren das Forschungsbüro der Männerberatung Graz in Kooperation mit der GenderWerkstätte). Dabei wurde u.a. ein erstes Konzept zur Implementierung eines intersektionalen Ansatzes in der praktischen pädagogischen Arbeit vorgeschlagen. *Intersektionales Mainstreaming* (siehe Scambor/Busche 2009) wurde als Querschnittsthema und Strategie behandelt, vergleichbar der europäischen Richtlinie Gender Mainstreaming². Das *Mainstreaming* von *Intersektionalität* wurde als Prozess gedacht, in dem sich eine Organisation (ein Programm, Module etc.) mit einer vorherrschenden hegemonialen Kultur, die Ausschlüsse produziert und Diskriminierung aufrechterhält, in eine Organisation verwandelt, die mit diesen Praktiken kritisch umgeht oder diese auf einer individuellen und strukturellen Ebene in Richtung weniger Dominanz und mehr soziale Gerechtigkeit verändert.

In diesem Artikel werden wir uns auf zwei Kernelemente dieses Implementierungsprozesses für intersektionales Mainstreaming konzentrieren: *intersektionale Analysen* und *Implementierung* von Maßnahmen³.

Intersektionale Analyse

92

Im Zuge des EU-Daphne-Projekts PeerThink wurden vier zentrale Bereiche der pädagogischen Praxis identifiziert, in denen intersektionale Verfahren – im Sinne einer komplexen Analyse von sozialen Kategorien, ihren Überschneidungen und Effekten in den pädagogischen Prozessen – realisiert werden sollen: institutionelles/organisatorisches Bezugssystem, Belegschaft, Jugendliche sowie Inhalte und Methoden.

Institutionelles/organisatorisches Bezugssystem

Ein zentraler Bereich in der Analyse von Organisationen ist die Allokation **monetärer Ressourcen** (finanzielle Ausstattung und Infrastruktur). Darunter fällt die ausreichende Finanzierung von Verwaltung und Organisation ebenso wie die Ressourcenausstattung zur Schaffung guter Bedingungen für die Arbeit mit Jugendlichen (Was braucht es, um Mädchenarbeit zu unterstützen?). Eine Bedarfsanalyse unter Jugendlichen, ein angemessenes Budget für die pädagogische Arbeit, für eine intersektionale Konzeptentwicklung und für eine Supervision sind weitere Grundpfeiler in der intersektionalen Analyse des institutionellen Bezugssystems. Hierbei stehen die unterschiedlichen Subjektpositionen der Jugendlichen im Analysefokus: Wie wirken Budgetverteilung und Infrastruktur beispielsweise darauf, ob

bestimmte Jugendgruppen erreicht werden können (etwa Mädchen mit Migrationshintergrund aus der Türkei)?

Ein weiterer zentraler Analysebereich ist die Verteilung von zeitlichen Ressourcen. Entsprechende Fragen dazu fokussieren die angemessene Dauer von Projekten (Gewährleistung von Planungssicherheit), deren Langfristigkeit bzw. Notfallscharakter sowie das Interesse an Nachhaltigkeit versus kurzzeitigen Trend-Projekten. Selbstverständlich ist die Art der Projektförderung ausschlaggebend dafür, ob der finanzielle Rahmen eine langfristige Konzeptentwicklung und eine einfühlsame Implementierung ermöglicht. Hierbei handelt es sich u.a. um eine relevante politische Frage bezüglich der Wichtigkeit, die pädagogischen Projekten entgegengebracht wird. Wie – so können wir weiter fragen – beeinflusst diese Situation die intersektionalen Machtverhältnisse? Und was können wir dagegen tun?

Die **Philosophie** einer Organisation bildet einen weiteren zentralen Analysebereich:

- Welche Hierarchie-Kultur prägt die Organisation und deren öffentliches Auftreten (Rollen, Wortwahl, Homepage etc.)?
- Welche Disparitäten lassen sich in der Verteilung von Ressourcen auf die Projektnehmerinnen und Projektnehmer feststellen? Lassen sich privilegierte Personen(gruppen) ausmachen?
- Lassen sich ungleiche Bedingungen und Behandlungen von Menschen mit unterschiedlichen sozialen Merkmalen (z. B. Gender, soziale Lage, Migrationshintergrund) innerhalb einer Organisation ausmachen? Wie können Ungleichheiten reduziert bzw. ausgeglichen werden?

Ein weiterer Analysebereich bezieht sich auf die **Form** von pädagogischen Projekten:

- Ist die Art der Maßnahme/des Projekts für die pädagogische Zielsetzung angemessen?
- Sind die Projekte im Programm der unterstützenden Organisation gut eingebettet?
- Wird mithilfe dieser Projekte die Lebenswirklichkeit der angesprochenen Jugendgruppen erreicht?

Pädagogische Belegschaft

Zur Analyse der pädagogischen Belegschaft schlagen wir eine strukturelle Analyse und eine Teamanalyse vor: Die **strukturelle Analyse** konzentriert sich auf das Thema *Gesellschaft und Arbeitsteilung*:

- Wer macht gesamtgesellschaftlich betrachtet einen Großteil der pädagogischen Arbeit in Österreich?
- In welchen Bereichen der pädagogischen Praxis arbeiten vorwiegend Männer, in welchen sind eher Frauen anzutreffen? Kommen Transgenderpersonen vor?
- Wer arbeitet im Feld der Offenen Jugendarbeit? Wer besetzt Führungspositionen?

Die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen schafft den strukturellen Rahmen der **Teamanalyse**. Repräsentieren die Teams spezifische soziale Formationen, Gruppierungen, Zugehörigkeiten (in Bezug auf Religion, Hautfarbe, sexuelle Orientierung, Gender, Aussehen etc.)? Jugendliche können sich identifizieren oder sie können irritiert oder verwirrt werden, wenn sie in pädagogischen Teams mit anderen Wirklichkeiten konfrontiert werden als z. B. in der Schule. Welche Haltungen bieten die Pädagoginnen und Pädagogen an? Sie können beispielsweise einen christlichen Blick auf die Homosexuellen-Ehe

werfen oder sie bringen, bezogen auf dieses gesellschaftliche Thema, eine liberale Haltung zum Ausdruck. Gibt es bestimmte Besonderheiten, die zu „einfachen Zuweisungen“ von Themen zu Personen führen (Sind Menschen mit homosexueller Orientierung „naturgemäß“ für das Thema Homosexualität und Homophobie zuständig)? Die Auseinandersetzung mit und Sensibilisierung für die eigene gesellschaftliche Position sowie die damit verbundenen Privilegien bzw. Nachteile aller Teammitglieder sind eine unerlässliche Voraussetzung dafür, Reflexionsprozesse in der Arbeit mit Jugendlichen in Gang zu setzen und zu moderieren. Wird diese Sensibilisierung der Pädagoginnen und Pädagogen von der Organisation als ein notwendiger Teil der pädagogischen Arbeit anerkannt und vorangetrieben? Werden die Ressourcen dafür (Wissen, Zeit, finanzielle Mittel) in ausreichendem Maße zur Verfügung gestellt?

Jugendliche

Dieser Bereich umfasst vor allem die Perspektive auf Jugendliche und die Interaktion mit ihnen. Handelt es sich dabei um eine Perspektive, die auf persönliche Defizite Bezug nimmt, oder um eine **ressourcenorientierte Perspektive**? Der intersektionale Ansatz fokussiert die Ressourcenorientierung: Alle Jugendlichen haben im Laufe ihrer Sozialisation Handlungsweisen erlernt, die die Bezugnahme auf ihre jeweils spezifischen Umgebungen ermöglichen und das „Überleben“ gewährleisten. Aktionsstrategien sollten daher nicht als defizitäre Strategien kritisiert werden. Vielmehr sollten die Jugendlichen als kompetente Akteurinnen und Akteure akzeptiert werden, selbst dann, wenn ihr Verhalten manchmal problematisch erscheint.

Der intersektionale pädagogische Ansatz ist **identitätskritisch** angelegt. Was bedeutet das? Identität wird als eine strategische Option gesehen und nicht als widerspruchsfreie Wahrheit. Wenn man z. B. mit Rassismus oder anderen strukturellen Mechanismen der Unter-

drückung konfrontiert wird, kann es hilfreich sein, einen gewissen Stolz auf die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu entwickeln, die im gesellschaftlichen „Mainstream“ abgewertet wird („Black is beautiful“, „Gay Pride“). Es kann durchaus produktiv sein, soziale Kategorien zur Verdeutlichung von sozialen Hierarchien und Ungleichheitsverhältnissen heranzuziehen. Gleichzeitig ist es jedoch wichtig, einen kritischen Blick auf Identitäten und Zugehörigkeiten zu werfen, um Prozesse des Einschlusses und Ausschlusses zu vermeiden bzw. zu reduzieren, die persönliche Wahlmöglichkeiten und Freiheiten einschränken bzw. verhindern und Menschen sanktionieren, die nicht den jeweiligen Gruppennormen entsprechen.

Die Fähigkeit, verschiedene Perspektiven anzunehmen, ist für die professionelle Tätigkeit von großer Bedeutung (**Multi-Perspektivität**). Dennoch meint dies nicht, dass dort, wo Unterdrückung und Diskriminierung evident werden, nicht eingegriffen werden muss. Es ist immer noch unerlässlich, einen klaren Standpunkt zu den (Re-)Produktionen von sozialen Hierarchien zu entwickeln und zu zeigen.

Anerkennung geben zu können, ist eine Kernfähigkeit – besonders das Anerkennen von Kompetenzen, die in der Gesellschaft nicht besonders anerkannt sind (wie das Sprechen einer marginalisierten Sprache, das Wissen um nicht-hegemoniale Traditionen etc.), sowie von Verhalten, das zur Verteidigung der eigenen Interessen in einer emanzipatorischen Weise verwendet werden kann.

Inhalte und Methoden

Welche Aktivitäten laden dazu ein, miteinander in Kontakt zu kommen? Wie kann ein Austausch z. B. über verschiedene Zugehörigkeiten sowie eventuell damit verbundene Ermächtigungs- und Diskriminierungserfahrungen zustande kommen? Wie können neue Handlungsoptionen ausgelotet und erprobt werden? Die Inhalte in

der Arbeit mit Jugendlichen sollten u.a. auf deren **Interessen** aufbauen, denn das Formulieren und Durchsetzen von Interessen ermöglicht es ihnen, das Realisieren von Entscheidungsprozessen zu erlernen. Da es nur wenige Orte gibt, an denen Menschen über ihre **Alltagserfahrungen mit Ausschlüssen** und strukturellen Diskriminierungen (wie Rassismus) sprechen können, können diese als zentrales Thema aufgegriffen werden. In **individuellen Biographien** können **strukturelle Benachteiligungen** sichtbar werden und deswegen macht es Sinn, komplexe Themen wie strukturelle Diskriminierung mit den Biographien der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu verknüpfen. Eine gute Atmosphäre und ein vertrauensvolles Klima sind für solche Diskussionen unerlässlich. Dennoch sollten Pädagoginnen und Pädagogen vorsichtig sein und die Erfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht instrumentalisieren, um sie in der Folge mit „objektiven Wahrheiten“ zu konfrontieren. Viel eher sollten sie mit den existierenden Erfahrungen in der Gruppe in einer verständnisvollen Weise arbeiten.

Implementierung von Maßnahmen

Die Implementierung der Maßnahmen hängt sehr von der Zieldefinierung ab. Es ist ein anderer Prozess, wenn eine Organisation „intersektional“ in Bezug auf ihre Grundstruktur, ihr System, ihre Rahmenbedingungen, die Belegschaft, den Umgang mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern und dem Projektinhalt werden möchte oder aber Antworten auf die Frage sucht: „Wie kann unsere Organisation besser mit den nervenden und komplizierten Konflikten zwischen Jugendlichen umgehen, die sich selbst in unterschiedlichen ethnischen Gruppen verorten und sich gegenseitig oft mit Hilfe von ethnisierten Stereotypen beleidigen, abwerten und bekämpfen?“ Im ersten Fall ist ein kompletter Restrukturierungsprozess der Orga-

nisation nötig, für den professionelle Unterstützung durch Externe empfohlen wird, während sich im zweiten Fall die Organisationsmitglieder selbst an der Umsetzung von Maßnahmen beteiligen können.

Beispiel I

Während der PeerThink-Projektphase hat sich eine Organisation, die u.a. für Fachkompetenz in der gendersensiblen Jugendarbeit ausgewiesen ist, entschieden, ihr Konzept in Richtung Intersektionalität zu verändern. Sie hat ihre Hauptziele wie folgt definiert:

- den Kreis der Angestellten in Richtung mehr Diversität ausweiten (mehr
- nicht-weiße, nicht-christliche und nicht-heterosexuelle, männliche Mitglieder)
- alle Angestellten für den Critical Whiteness-Ansatz (siehe Eggers et al. 2005) sensibilisieren
- mehr Weiterbildungsangebote zu anti-rassistischen Themen
- und diesen Wandel in den Materialien der Organisation deutlich machen.

Die verantwortlichen Personen haben vorerst ihre Ressourcen zur Realisierung dieses Ziels analysiert. Sie haben z. B. in ihrer Umgebung Leute gefunden, die ihnen helfen konnten, Critical Whiteness-Seminare zu organisieren und neue weiterführende Bildungskurse durchzuführen. Es hat sich jedoch als schwierig erwiesen, einen nicht-weißen, nicht-christlichen oder nicht-heterosexuellen Pädagogen zu finden. Es fühlte sich seltsam an, potentielle Kollegen in der Anwerbephase auf Grund ihrer Zugehörigkeiten oder kategorialen Charakteristika zu „objektifizieren“. Die Anwerbung wurde per E-Mail durchgeführt und die Aufgabe der umsichtigen Formulierung

hatte sensibilisierende Effekte: Es wurde notwendig, die eigenen Stereotype zu reflektieren, um sie nicht zu reproduzieren. So wurde durch das Lesen der Anzeige versucht, sich in die Position der/des Lesenden hineinzuversetzen. Die Belegschaft hat sich regelmäßig getroffen und den Fortschritt evaluiert.

Beispiel II

Jugendclubs bieten Jugendlichen die Möglichkeit, sich jenseits ihres oftmals strenger oder anders reglementierten Wohnumfelds zu treffen und einigen ihrer Interessen nachzugehen. Damit sind Jugendclubs auch Freiräume, die umkämpft sind – hinsichtlich der Fragen, wer das Sagen hat, was gemacht wird, wer welche Räume nutzen darf etc. Dabei kann es zu Konflikten kommen, die nicht nur die Jugendarbeiterin und den Jugendarbeiter, sondern auch den Jugendlichen selbst den Besuch verleiden. Eine intersektionale Analyse kann helfen, Bedürfnisse und Konfliktlinien besser zu verstehen, um dann angemessene Maßnahmen zu installieren. In verschiedenen Projekten haben wir gute Erfahrungen mit der Arbeit an eigenen Geschichten gemacht.

Beispielsweise kann durch das Angebot eines Filmnachmittags das Interesse geweckt werden, über rassistische Erfahrungen, die eigene Migrationsgeschichte, die eigene Verortung etc. zu sprechen. Filme wie „Schwarzfahrer“ 1992 (von Pepe Danquart, ohne Altersbeschränkung), „L.A. Crash“ 2006 (von Paul Haggis, ab 12 Jahren) oder „Das Fest des Huhnes“ 1992 (von Walter Wippersberg, ohne Altersbeschränkung) laden dazu ein, über ungerechtes Verhalten oder rassistische Verhältnisse zu reden. Im Anschluss kann mit Hilfe verschiedener Methoden der Schwenk zu eigenen Geschichten und Einstellungen geleistet werden, anhand derer erstens potentielle Konfliktlinien für die Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter deutlicher und damit bearbeitbarer werden können und zweitens für

die Jugendlichen ein Raum entstehen kann, in dem sie mit Interesse zuhören und streiten können.

Anhand der Methode des *Positionsbarometers* wird im Folgenden beschrieben, wie eine solche Auseinandersetzung ablaufen kann und wie darüber hinaus eine persönliche Verortung in Bezug auf die Frage nationaler Zugehörigkeit mit all ihren Widersprüchlichkeiten aussehen kann. Beim Positionsbarometer nimmt jede/jeder einzelne Jugendliche eine Position auf einer Linie zwischen den Polen „Ja“ und „Nein“ ein, die ihrer/seiner Antwort auf eine zuvor von den Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern gestellte Frage entspricht. Es wird deutlich gemacht, dass es keine falschen Antworten gibt. Wenn alle eine Position gefunden haben, werden kurze Statements zu dieser Position erbeten.

In einem Seminar mit Buben aus sozial benachteiligten Stadtteilen einer deutschen Großstadt ergab sich folgende Interaktionssituation⁴.

Auf die Frage: „Wer würde von sich sagen, ein Deutscher zu sein?“, stellten sich alle Buben mit Migrationshintergrund bis auf einen auf eine Seite. Dieser wurde daraufhin von den anderen Buben mit Migrationshintergrund als „Verräter“ titulierte, hatte sich also unerlaubt gegen seine vermeintliche Zugehörigkeit gestellt, die das Gruppenkollektiv definierte. Er bemerkte seinen „Fehler“ und wechselte die Seite. Dies ist ein Beispiel für eine von außen zugeschriebene identitäre Zugehörigkeitskonstruktion, in die sich der Bub nach ergangener Aufforderung einfügte. Diese Zugehörigkeit folgte der Dichotomie „Deutsch“ – „Nicht-Deutsch“. Die nachfolgende Frage: „Wer ist in Deutschland geboren?“, die von allen mit „ich“ beantwortet wurde, fügte der ersten Frage eine weitere Ebene hinzu.

Nun wurde deutlich, dass sich alle Buben bezüglich des Geburtsortes auf einer Ebene befinden, dass dies jedoch durch diskriminierende Differenzierungen für die Jungen mit Migrationshintergrund nicht dazu führt, sich als „deutsch“ zu bezeichnen. Neben der Öff-

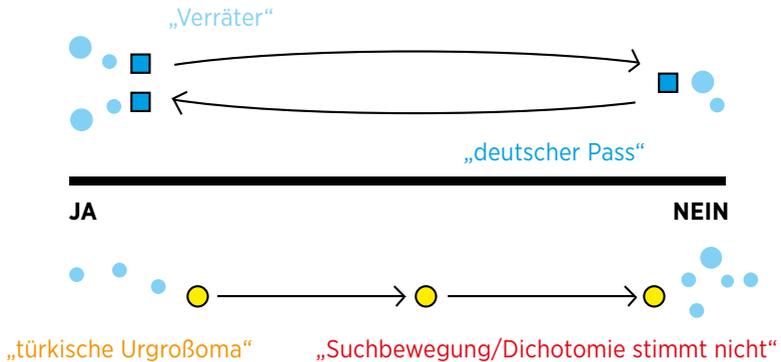
nung eines Sprechraums für solcherlei Erfahrungen wirkte die Frage nach dem Geburtsland potentiell stärkend für den Buben, der sich zuerst auf der Seite der sich als deutsch verstehenden Buben verortet hatte, da sie weitere Dimensionen des Begriffs „deutsch sein“ aufzeigte und einer Irritierung der dichotomen Identitätskonstruktionen „Deutsch“ – „Nicht-Deutsch“ Vorschub leistete (vgl. Stuve 2009, S. 264ff.). Im Laufe der Diskussion wechselte der bereits erwähnte Bub wiederum die Seite und kommentierte dies mit dem Verweis auf seinen deutschen Pass. Der Wechsel wurde von den anderen nun kommentarlos akzeptiert. Im weiteren Verlauf verließ auch ein Bub aus der Gruppe der Mehrheitsdeutschen seine Position und begab sich in die Mitte des Positionsbarometers.

Er gab an zu glauben, dass er eine türkische Urgroßmutter habe. Etwas später veränderte er seine Position nochmals und begab sich auf die Seite der Buben mit Migrationshintergrund. Mit dem vagen Bezug auf die eigene familiäre Migrationsgeschichte holte er die Möglichkeit dethematisierter heterogener Zugehörigkeiten mehrheitsdeutscher Personen in den Raum und hinterfragte somit die angenommene Einheit der nationalen Mehrheitsbevölkerung. Stuve deutet seinen Positionswechsel darüber hinaus als Suchbewegung quer zu den verkehrten, ethnisierten Kollektiven (vgl. ebd., S. 266).

Diese Übung lädt dazu ein, eigene und andere Geschichten zu hören und zu erzählen sowie die unterschiedlichen Dimensionen von Zugehörigkeiten, ihre Wechselwirkungen und realen Erfahrungshintergründe zu diskutieren. Den Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern bietet sie die Möglichkeit zur Reflexion eigener Vorannahmen und liefert sie Anknüpfungspunkte für weitere interessante Themenfelder, die eng mit den Konflikten der Jugendlichen untereinander zusammenhängen. Eine intersektionale Analyse hilft u.a. zu verdeutlichen, dass Ausgrenzungserfahrung nicht gleich Ausgrenzungserfahrung ist und dass strukturelle soziale Ungleichheiten je nach Betroffenheit den jeweiligen Handlungsspielraum begrenzen oder erweitern.

„Wer würde von sich sagen, ein Deutscher zu sein?“:

exemplarische räumliche Positionierungen zweier Jugendlicher mit
() und ohne () Migrationshintergrund



Quelle: Eigene Darstellung

Fazit

Wenn in einem Jugendclub die Verschränkungen verschiedener Zugehörigkeitskategorien, ihre strukturellen und persönlichen Implikationen einen Ort finden, kann dies entscheidende Auswirkungen auf das soziale Klima und die Aneignung des Jugendclubs als „eigenen Ort“ haben. Für die begrenzte Zeit, die Jugendliche in der Regel dort verbringen, kann so ein temporäres „Zuhause“ entstehen. Dieses Zuhause sollte neben klaren Orientierungsangeboten, die sich aus einer intersektional reflektierten Haltung der durchführenden Organisation ergeben, auch Raum zum Ausprobieren, zum Positionswechsel, zur Suche geben. Stereotypisierende Annahmen (wie „Buben brauchen ...“, „Buben sind immer ...“) machen eine Bubenarbeit mitunter eindimensional⁵.

Wir möchten „Buben“ als eine offene und vielschichtige Kategorie denken, die sich letztendlich ihrer einengenden Kategorisierung in

der Praxis auch widersetzt und sich nicht fassen lässt, und dieses Denken üben und etablieren. Dahinter steht der Wunsch, Verschiedenheit für den einzelnen Buben lebbar zu machen und sie mit einer Diskussion um strukturelle Ungerechtigkeit in der Bubenarbeit zu verbinden. Denn nicht zuletzt gilt es, „Verhältnisse zu schaffen, die jedem Kind und Jugendlichen, auf dem Hintergrund jedweder Herkunftsbedingung, jeden Geschlechts und Alters, Chancengleichheit im Bildungssystem [und überhaupt; d.V.] gewährleisten“ (Herwartz-Emden 2008, S. 3).

Anhand der Methode des Positionsbarometers wurde deutlich, wie veränderlich, fluide und widersprüchlich identitäre und von außen zugewiesene Zuordnungen sein können. Diese Beobachtung lädt dazu ein, auch den eher statischen und ungenauen Begriff der Heimat kritisch zu hinterfragen, wenn er für die Jugendarbeit fruchtbar gemacht werden soll. Mit dem Ansatz der Intersektionalität können solche und weitere Irritationen und „Entselbstverständlichungen“ gängiger Begriffe vorangetrieben werden.

Der Zugang, *Intersektionalität* in den Mainstream zu bringen, ist der Versuch, ein komplexes Theoriemodell in ein für die Praxis handhabbares Modell mit klar vorgegebenen Schritten herunterzubrechen. Gleichzeitig ist er die Antwort auf einen konkreten Bedarf in der pädagogischen Arbeit, der in der Frage: „Wie können wir mit Gender und Diversität in der Jugendarbeit umgehen?“, zum Ausdruck kommt. Pädagogische Institutionen bieten als lernende Institutionen den Freiraum zum Agieren, Reflektieren und Evaluieren von kritischen, prozessorientierten und kreativen Wegen (siehe Leiprecht 2008). Sie bieten damit beste Voraussetzungen für die Anwendung eines Ansatzes, der auf die unterschiedlichen Lebensverhältnisse und -bedingungen der Jugendlichen Bezug nimmt und gleichzeitig den beschränkenden Kategorisierungen „ins Gesicht lacht“ (siehe Butler 1990).

(ENDNOTEN)

- 1) Aus dem Song „Blue Savannah“ des 1985 gegründeten britischen Synthie-Pop-Duos „Erasure“.
- 2) Das Modell basiert auf einem Implementierungsplan für Gender Mainstreaming (siehe Scambor/Krabel 2008).
- 3) Eine ausführliche Fassung mit den fünf Implementierungsschritten: Formulierung der Hauptziele, intersektionale Analysen, Beschreibung der Teilziele, Implementierung von Maßnahmen und Evaluation findet sich unter Scambor/Busche (2009).
- 4) Dieses Seminar wurde im Rahmen des PeerThink-Projektes von unserem Kollegen Olaf Stuve teilnehmend beobachtet (siehe Stuve 2009).
- 5) Intendiert ist dabei auch eine deutliche Bezeichnung der Begrenztheit, die sich aus zweigeschlechtlichem Denken ergibt. Auch das „Bube-Sein“ an sich, das sich in einem zweigeschlechtlichen System immer auf die Existenz des (in diesem Fall weniger wertigen) Anderen bezieht, darf und soll als Teil von intersektionaler Bubenarbeit kritisch hinterfragt werden.

Literatur

Brauns, Jörg (1992): Heterotopien. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar 3/4, S. 163-169.

Butler, Judith (1990): Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity. New York: Routledge.

Crenshaw, Kimberlé (1995): Race, reform and retrenchment: Transformation and legitimation in antidiscrimination law. In: Crenshaw, Kimberlé et al. (Eds.): Critical race theory. The key writings that formed the movement. New York: New Press.

Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hrsg.) (2005): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast Verlag.

- Herwartz-Emden, Leonie (2008): Interkulturelle und geschlechtergerechte Pädagogik für Kinder im Alter von 6 bis 16 Jahren. Landtag Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz.
- Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 14-48.
- Leiprecht, Rudolf (2008): Von Gender Mainstreaming und Interkultureller Öffnung zu Managing Diversity. Auf dem Weg zu einem gerechten Umgang mit sozialer
- Herkunft als Normalfall in der Schule. In: Seemann, Malwine (Hrsg.): Ethnische
- Diversitäten Gender und Schule. Geschlechterverhältnisse in Theorie und schulischer Praxis. Beiträge zur Geschlechterforschung. Oldenburg: BIS, S. 95-112.
- McCall, Leslie (2005): Managing the Complexity of Intersectionality. In: Journal of Women in Culture and Society Vol 30, No 3, pp. 1771-1780.
- Scambor, Elli/Krabel, Jens (2008): Gender Mainstreaming in Early Childhood Education. Poster presented at the international conference on Gender Mainstreaming and gender-sensitive pedagogy in early childhood education (final conference of the EU-project Gender Loops). Berlin, Germany. Online im Internet: <http://www.genderloops.eu/files/3699beadb445035efa18dae6c06f8fe6.pdf> [Stand 2009-11-25].



HEIMATEN KÖNNTE EIN VERB SEIN ...

Psychologinnen und Psychologen, die sich neuerdings auch mit Heimat beschäftigen, nennen Heimat ein psychologisches Grundbedürfnis des Menschen. Heimat sei Geborgenheit, Sinn, Orientierung und Teilhabe. Schön und gut, aber verstehen wir nicht auch jene Menschen, die sagen, der Begriff „Heimat“ ist vom vielen Missbrauch letztlich unbrauchbar geworden?

Sie verweisen zu Recht auf Erfahrungen von Enge oder provinzieller Borniertheit, um ihre Aversion gegen die Auseinandersetzung mit dem Begriff zu unterlegen. Vielleicht ist es tatsächlich unangemessen oder überholt, den Begriff „Heimat“ in der Einzahl zu verwenden. Haben wir nicht alle mehrere „Heimaten“? Zum Beispiel die „Kindheitsheimat“, die in uns selbst existiert, in die wir aber nicht mehr zurück können. Ich habe versucht, mich auf die imposanteste Kindheitsumgebung meiner Erinnerung zu begeben: auf eine Wiese in der Nähe des Hauses, in dem ich bis zum 10. Lebensjahr aufgewachsen bin. In mir war sie als unermesslicher Kosmos gespeichert – voller Überraschungen und Wunder –, ein geradezu mystischer Ort der Naturerfahrung. Als Erwachsener habe ich mich wieder in diese Wiese gesetzt – sie war zum Glück noch unverbaut – und habe sofort bemerkt, dass es nicht mehr dieselbe, nicht mehr „meine“ Wiese war. Heute kann ich sie nur noch als unbebaute Parzelle von etwa 2000

Quadratmetern sehen, in der – ökologisch lobenswert, aber ökonomisch sinnlos – noch immer vier sehr alte Mostbirnbäume stehen. Sie sieht nett aus, aber der Zauber ist weg.

Solche Kindheitsheimaten sind für viele Menschen wichtige innere Orte. Sie sind unverrückbar, unerschütterlich, aber auch physisch unerreichbare Sehnsuchtsorte. Neben diesen rein innerlichen Heimatsorten gibt es aber auch andere Formen der Heimatwerdung: Die meisten Menschen in unserem Land verbringen ihr Leben an mehreren verschiedenen Orten. Viele Menschen haben Kindheitsorte, Jugendorte, Arbeitsorte, Zweitwohnsitze, Orte für die selbst gegründete Familie, Alterssitze und vieles mehr. Wo aber, unter all diesen Möglichkeiten, ist die Heimat?

Wenn wir zuließen, dass nur ursprüngliche Orte wie der Geburtsort, das Elternhaus oder andere frühkindliche Orte zur Heimat taugen, dann reduzierten wir den Heimatbegriff auf seine Funktionen zur Suche nach „Wurzeln“ und „Prägungen“ und geben ihm damit eine sehr vergangenheitsbehaftete Aufgabe. Aus einem solchen Heimatverständnis muss beinahe logisch eine konservative, eine alle Veränderungen ablehnende Haltung zur Heimat entstehen, da ja die Gefahr besteht, dass Veränderungen ein „Auseinanderleben“ von Individuum und Ort bewirken. Menschen, die ein solches Heimatverständnis verinnerlicht haben, sind daher sehr anfällig für alle Formen von Verlustängsten, die aus der unausweichlichen Veränderung der Welt und damit ihrer Heimat genährt werden. Ihnen kann nur durch das Angebot mehrerer Heimaten, die ihre „Wurzelheimaten“ mit umfassen, Erleichterung verschafft werden. „Wurzelheimaten“ sind voll funktionstüchtig und wertvoll, wenn sie auf ihren Platz in der persönlichen Geschichte eines Menschen gestellt werden können – also als vergangene, aber nicht verlorene Heimaten gesehen werden können.

Was aber macht andere Orte oder Bezüge zu Heimaten? Wie kann ich an Orten heimisch werden, in die mich nicht die Geburt hineingeworfen hat, sondern in die ich durch andere Umstände – seien sie selbst gewählt oder nicht – gelangt bin? Wenn man Menschen nach den Grundbedürfnissen dieser „Heimatwerdung“ befragt, so kristallisieren sich immer wieder ähnliche Grundmuster heraus. Heimaten brauchen: Geborgenheit, Teilhabe und Achtsamkeit. Klingt wenig, ist aber recht viel.

Geborgenheit

Das Gefühl der Geborgenheit in der Heimat kommt ganz grundsätzlich aus einem unhinterfragten Dazugehören und aus der Erfahrung: „Hier kenn ich mich aus!“. Beide Voraussetzungen stellen unsere Gesellschaft vor nicht unbeträchtliche Herausforderungen. Nicht selten gibt es Geschichten von Menschen, die 60, 70 oder mehr Jahre an einem Ort gelebt haben, in dem sie immer noch als „Zuagroaste“, und nicht als „Dåsig“ – also Zugehörige angesehen und angesprochen werden. Und dabei geht es nicht um globale Migration oder merkliche kulturelle Unterschiede, sondern um Migration vom Nachbarort/-tal/-berg – also eine einmalige Bewegung von wenigen Kilometern. Besonders auffällig wird das Fehlen dieser Geborgenheit bei Angehörigen der so genannten „2. Einwanderergeneration“, der oftmals ein so genannter „Migrationshintergrund“ nachgesagt wird. Sie sind zwar hier geboren und wachsen hier auf – wie so viele andere auch –, aber es haftet ihnen in der Wahrnehmung ihrer Umgebung stets eine „Fremdheit“ an, die sie sich wohl selbst nicht erklären können. Nicht selten kommt es zu Begegnungen folgender Art:

„Ja, wo kommst denn du eigentlich her?“

„Aus Gnas.“

„Jaja eh, aber woher denn ursprünglich?“

„Ursprünglich aus Gnas!!!“

Für viele Menschen wird ihr Dazugehören ständig in Frage gestellt. Meistens geschieht das gar nicht böswillig, sondern aus gut gemeintem Interesse. Dennoch wird zumindest kommuniziert: „So wie du ausschaust, kannst du nicht selbstverständlich hierher gehören.“ Kein Wunder also, dass etwa Jugendliche aus türkischstämmigen Familien sich eine von außen manchmal eigenartig anmutende Identität geben – eine Mischung aus Bezügen zu einer „Turkishness“, die sie sich aus türkischen Medien holen und die sie mit anderen Elementen von Jugendkultur (etwa aus Musikvideos oder Kinofilmen) kombinieren. Der dabei entstehende Habitus hat weder mit der realen Türkei etwas zu tun noch mit ihrer Verwurzelung in Österreich. Dies ist eine mögliche und rationale Gegenreaktion auf Erfahrungen, die sie machen. Sie werden ständig mit einem Staat in Verbindung gebracht, den sie nicht – oder nur als Urlaubsland – kennen und erkennen früh, dass alle Anpassungsleistungen, die sie bei ihren Eltern wahrnehmen, nicht zu einer echten Aufnahme in die österreichische Gesellschaft führen. Sie schämen sich häufig für das Verhalten ihrer Eltern, das sie als anbiedernd, unterwürfig und erfolglos erleben, und verstehen sehr bald, dass man sich Heimat nicht alleine machen kann – Heimat muss man sich ein Stück weit schenken lassen. Es erscheint daher recht rational, sich der undurchlässigen so genannten „Mehrheitsgesellschaft“ zu verweigern, um das Selbstwertgefühl zu erhalten und sich vor Erniedrigungen zu schützen. Denn: Wer klar kommuniziert: „Ich will und brauche nichts von euch“, kann durch mangelnde Anerkennung weniger verletzt werden.

Daher wäre es wichtig und hoch an der Zeit, allen hier lebenden Menschen zu kommunizieren, dass sich die Gesellschaft als ein Gan-

zes versteht, sie braucht und sich etwas von ihnen erwartet. Dazu braucht es Initiationsriten, über deren Gestaltung nachzudenken sich lohnte. Die rechtstaatlich vorgesehenen Akte (etwa Aufenthaltsbewilligungen und Staatsbürgerschaft) sind ganz offensichtlich ungeeignet, tatsächlich ein „Dazugehören“ zu kreieren. Sie werden weitgehend als bürokratische Akte verstanden, die lediglich ein „Zurückschicken“ erschweren. In der Alltagssprache und in den Medien werden wahrhaftige Travestien erzeugt, wenn etwa von „Türken mit österreichischem Pass“ die Rede ist. Wenn wir aber darangehen wollen, Heimat für alle möglich zu machen, so muss zuallererst an der klar kommunizierten Zugehörigkeit aller gearbeitet werden. Derzeit werden wir mit allerlei Statistiken zu „Menschen mit Migrationshintergrund“ geradezu überschwemmt. Zumeist wird dadurch aber nur das Bild einer klaren Trennung der Gesellschaft verstärkt, wonach es eine quasi „natürliche“ und selbstverständliche Gruppe der „Einheimischen“ gäbe, der auf der anderen Seite jene speziellen, immer als problematisch geltenden „Menschen mit Migrationshintergrund“ gegenüberstehen. Diese Aufteilung ist aus verschiedensten Gründen sehr gefährlich. Der wohl gefährlichste Aspekt dabei ist die dahinter liegende Suggestion, dass Zuwanderung nicht Teil einer Normalität, sondern eines Ausnahmezustandes sei, dass Homogenität und nicht Heterogenität „normal“ sei. Insbesondere im Bereich der elementaren Schulbildung ist die Debatte verheerend. Statistiken über den „Migrationshintergrund“ und die prozentuelle Verteilung nach Herkunft haben ihren Weg zu den Stammtischen und Kaffeekränzchen gefunden. Hier müsste klar gesagt werden, welche Statistik die einzig relevante – quer durch alle Schultypen und Altersklassen – ist: In allen Schulen befinden sich zu 100% „UNSERE“ Schülerinnen und Schüler! Das sind die jungen Menschen, an deren Bildung eine ganze Gesellschaft höchstes Interesse haben muss. Bildung kann auch vieles dazu leisten, dass das ebenfalls für „Heimatwerdung“ wichtige Gefühl: „Hier kenne ich mich aus“ entstehen kann. Wesentlich ist

hier auch das Beherrschen einer „Verkehrssprache“, mit der ich mich mit meiner Umwelt verständigen kann. Die häufigen Forderungen nach „Deutsch lernen“ sind leider oft falsch kommuniziert. Es wird so getan, als wäre das Erlernen des Deutschen als geradezu „natürliche“ Anpassungsleistung zu erbringen. Andere Sprachen werden oft als sinn- und wertlos dargestellt.

Teilhabe

Heimaten brauchen besitzanzeigende Fürwörter. Es geht um „meine Heimaten“ oder „unsere Heimaten“. Das Heimatkonzept braucht also „Ownership“. Gleichzeitig sind Heimaten auch soziale Orte, die einen gemeinsamen „Besitz“ bedingen. Heimat wird also über „Mitbesitz“ oder „Teilhabe“ besessen. Damit diese Teilhabe individuell erfahrbar wird, braucht es demnach spürbaren Einfluss auf das Geschehen und das Gefühl, dass es eben nicht egal ist, dass gerade ich Teilhaberin und Teilhaber dieser Heimat bin. In der Umsetzung bedeutet dies nicht nur eine generelle Offenheit von Strukturen und Institutionen, sondern eine auch offensive Einladungs politik in Bezug auf die Mitgestaltung und die Ausübung von Mitspracherechten.

Teilhabe wird spürbar, wenn ich bemerke, dass ich als Individuum in „Wir-Formeln“ mitgemeint bin. Gerade in aktuellen Diskursen zu „Integration“ und „Migration“ aber verläuft der Diskurs derzeit mit ausschließenden „Wir-Formeln“. Dabei wird zumeist gefragt, was „wir“ denn tun sollen oder vor welchen Herausforderungen „wir“ stünden. Diese Fragestellungen werden immer mit „anderen“ verknüpft, die offensichtlich nicht Teil dieses „wir“ sein können.

Solche Diskurse bestärken und bekräftigen die Aus- und Abgrenzung selbst wenn sie sich vordergründig gegen eine solche aussprechen. Um Heimat für alle denken und gestalten zu können, muss ich erkennen,

dass „wir“ verschiedene Geschlechter, Hautfarben, Muttersprachen, Religionen, sexuelle Orientierungen haben, dass wir unterschiedlich alt sind, dass „wir“ körperliche oder mentale Einschränkungen haben. Nur dann kann sich echte Teilhabe entwickeln und dann bekommen „wir“ „unsere“ Heimat.

Achtsamkeit

Dieser Ansatz darf nicht als verklausuliertes „Lasst die anderen mitspielen!“ missverstanden werden. Das wäre keine neue Perspektive. Es geht darum, auch sich selbst als „anders“ wahrzunehmen, ohne dass dies ein Herausfallen aus dem „wir“ bedeutet. Es klingt nur auf den ersten Blick paradox, aber: ein weiteres, ein inklusives „wir“ stärkt das „ich“.

In einem weiter gefassten „wir“ hat das Individuum mehr Raum, all seine Identitätsanteile auszuleben und seine Individualität zu stärken. In einem weiteren „Wir-Verständnis“ braucht es notwendigerweise Achtsamkeit in alle Richtungen. Richtig verstanden, lösen sich dann auch viele jetzt aufkommende Verlustszenarien auf. Es ist dann klar, dass es nicht „normal“ oder selbstverständlich ist, etwa weiß, männlich, in Österreich geboren, heterosexuell und katholisch zu sein, aber dass diese Identitäten Platz haben und bereichernd sind. Daher braucht man in einer achtsamen Gesellschaft nicht darum zu bangen, dass etwa der Nikolaus nicht mehr in Schulen oder Kindergärten dürfe. Diese Tradition hätte selbstverständlich Platz – so wie andere traditionelle Bedürfnisse. Genauso wäre völlig klar, dass es Eltern nicht offen steht, zu entscheiden, ob ihre Töchter am schulischen Schwimmunterricht teilnehmen oder nicht. Klar ist aber, dass sich Schulen und Eltern dafür interessieren müssen, wie ein Mitmachen unter Einbeziehung individueller Bedürfnisse aussehen kann. Das Entwickeln von Achtsamkeit für Verschiedenheit ist das Gebot

der Stunde. Achtsamkeit bedeutet dabei nicht etwa ein hilfloses „Tolerieren“ von jedwedem Verhalten, sondern verlangt allen Beteiligten Neugier und Respekt ab.

Das Ziel ist also kein teilnahmsloses Laissez-faire, das sich mit der bloßen Feststellung der Verschiedenheit begnügt oder Verschiedenheit in jeder Hinsicht als unveränderlich und unantastbar hinnimmt. Im Gegenteil, Achtsamkeit bedeutet ein auch Streitbares Eintreten für Selbstbestimmung und Chancengleichheit sowie für Demokratie und Menschenrechte, ohne dabei „kulturelle“ oder „traditionelle“ Ausflüchte gelten zu lassen. Achtsamkeit garantiert, dass Vielfalt tatsächlich bereichert und nicht einschränkt, dass es keine Verliererinnen und Verlierer gibt, sondern Mehrwert für alle entsteht. Entgegen der weit verbreiteten Formel, dass Vielfalt an sich schon eine Bereicherung sei, ist es eine lohnende Aufgabe und Anstrengung, sie achtsam und bereichernd nutzbar zu machen. Eine Anstrengung, die sich lohnt, braucht einen Begriff – vielleicht sollten wir ja „heimaten“ als Verb, als „Tun-Wort“ in unseren Sprachgebrauch aufnehmen.

KILL
FOR
WORK



KINDERN UND JUGENDLICHEN EINE HEIMAT GEBEN

Zur Geschichte der Kinderfreunde

Als Historikerin möchte ich die Beschäftigung mit der Thematik „Jugendarbeit und Heimat“ in die Vergangenheit verlegen, den lokalen Kontext beibehalten und an eine in Graz gegründete Institution erinnern, die sich schon sehr früh nicht nur generell der Bedürfnisse von vor allem aus ökonomischen Gründen „benachteiligten“ Kindern und Jugendlichen annahm, sondern ihre Aktivitäten – besonders von der Gründungsintention her – speziell deren berechtigten Wunsch nach Heimat im Sinne von Geborgenheit, Sicherheit, Zugehörigkeit gewidmet hat.

Meine in diesem Kontext vorgenommene Definition von Heimat kann nur einige Facetten dieses vielschichtigen Begriffs beleuchten, der im Laufe des 20. Jahrhunderts sehr viele Interpretationen und Konnotationen sowohl der Zugehörigkeit als auch des Ausschlusses erfahren hat, wodurch es möglich wurde, dass er sehr häufig und gerade in der außerschulischen Jugendarbeit dazu missbraucht wurde, Jugendliche für die Intentionen nicht-demokratischer Regimes zu funktionalisieren.

Ausgangspunkt für die Gründung der von mir vorgestellten Organisation: den Kinderfreunden war die Tatsache, dass durch die im Laufe des 19. Jahrhunderts einsetzende und zunehmende Industri-

alisierung eine neue verarmte Unterschicht entstanden war, die sich hauptsächlich aus der Arbeiterschaft zusammensetzte. Ihre Existenz war von entsetzlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen (16-Stunden-Tage, Kinderarbeit, Krankheit, Armut, Elend und früher Tod) gekennzeichnet. Durch die mit der Industrialisierung einsetzende Verstädterung – so wuchs die Einwohnerzahl von Graz zwischen 1869 und 1910 von 98.000 auf 194.000 – waren vor allem ihre Wohnverhältnisse katastrophal.

In einem Bericht des steirischen Gewerbeinspektorats heißt es über ein Arbeiterquartier aus dem Jahre 1889: „schlechte Türen, die Fenster zertrümmert und stellenweise mit Papier verklebt, der Boden mit einer alten dicken Kothkruste bedeckt, die Wände schmutzig und seit Jahren nicht mehr übertüncht, in einem derartigen Raum befanden sich statt ordentlichen Betten zwei große, für einen Beleg von je 10 Personen berechnete Holzpritschen, auf denen Stroh lag und jedes Bettzeug fehlte“ (zit.n. Schmidlechner 1983, S. 83). In den meisten Wohnungen herrschte ein Mangel an Licht und Luft, herrschte Überhitzung im Sommer und Kälte im Winter. Die Wohn-Schlafräume dienten wegen der Überbelegung gleichzeitig auch als Küchen. Dies führte zu einer erhöhten Ansteckungsgefahr, zu einem vermehrten Auftreten von chronischen Krankheiten, zu einer Anfälligkeit gegenüber Erkältungskrankheiten, zu Depressionen und Schlafstörungen, hatte also auf die physische und psychische Verfassung der Arbeiterfamilien eine katastrophale Wirkung, (siehe ebd.) wovon die Kinder besonders betroffen waren. So heißt es an einer Stelle: „In Graz wachsen mehrere Tausend Kinder heran, ohne das Notwendigste für ihren Lebensweg mitzubekommen. Sie sind Kinder der Straße, auf der Straße groß geworden und die Straße ist ihr Heim geblieben. Ihre Eltern sind schon froh, wenn sie die primitivsten leiblichen Bedürfnisse der Kinder befriedigen können. Mehr ist meistens nicht möglich. Die Zukunft dieser Kinder ist mehr als düster. Die Straße verlassen sie nur dann, wenn sie in Spelunken ge-

hen. Im jugendlichen Alter unterliegen sie der kleinsten Versuchung, Arreststrafen werden zu Kerkerstrafen“ (Afritsch zit.n. Moser o.J.). Als Reaktion auf dieses soziale Umfeld wurden am 26.2.1908 vom unter ähnlichen Verhältnissen aufgewachsenen und darunter sehr leidenden damaligen Redakteur der sozialdemokratischen Parteizeitung „der Arbeiterwille“, Anton Afritsch, in Graz die Kinderfreunde – als Fürsorgeverein für Straßenkinder – gegründet (siehe Schmidlechner 2008).

Afritsch wurde am 8.12.1873 als Sohn einer Fabrikarbeiterin in Klagenfurt geboren, verbrachte aber den größten Teil seiner Kindheit bei fremden Leuten. Nachdem er eine Tischlerlehre abgeschlossen hatte, arbeitete er in einer Parkettfabrik, in der er erstmals mit dem Gedankengut der Arbeiterbewegung konfrontiert wurde und sich der Gewerkschaft und der Partei anschloss. Jahre später wurde er Redakteur der Parteizeitung „der Arbeiterwille“, 1917 Grazer Gemeinderat und zwei Jahre später Jugend- und Wohnungstadtrat. Er verstarb am 7.7.1924. Ausgangspunkt für seine Idee zur Gründung der Kinderfreunde waren Spiele mit seinen eigenen Kindern auf einer Wiese neben seiner Wohnung in der damaligen Grazer Auenbruggergasse 35¹ – die später in Anton-Afritsch-Gasse umbenannt wurde –, denen sich immer mehr Nachbarskinder und auch einige ihrer Eltern anschlossen. Im Winter 1906/07 wurden diese Treffen in der Wohnung der Familie Afritsch fortgesetzt und im Frühjahr 1907 durch sonntägliche Wanderungen erweitert. Als zentrales Anliegen des neuen Vereins wurde die Sorge um das geistige und leibliche Wohl der Kinder bezeichnet. Zur Förderung des geistigen Wohles wurden u.a. Märchenabende, Theaterveranstaltungen, Kinderkonzerte und der Aufbau von Kinderbibliotheken initiiert, zur Förderung der Gesundheit wurden Ausflüge, mehrtägige Wanderungen und Reisen unternommen sowie Sport- und Spielenachmittage (z. B. im Volks- und auch im Augarten) abgehalten. So wurde bereits im Winter 1908/09 im Volksgarten ein Eislaufplatz errichtet, der von

bis zu 500 Kindern benützt wurde. Und schon im zweiten Jahr des Bestehens wurde gemeinsam mit dem „Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose in der Steiermark“ in Enzenbach bei Gratwein das erste Kinderfreunde-Ferienheim errichtet, aber auch „Ferienkolonien“ in Form von gemieteten Bauernhöfen oder Holzknechtthütten, wie etwa ab 1912 auf dem Hochlantsch, waren üblich (siehe ebd.). In den 1920er Jahren kamen in der Steiermark noch die Heime Steinberg, Seidlerhof, Hundsdorf, Eichberg, Waldhaus, der „Pfeiffer-Hof“ bei Andritz und das Erholungsheim Tollinghöhe bei Leoben hinzu (vgl. Staudinger 1983, S. 138). Der Verein hatte bereits 1908 mehr als 500 Mitglieder zu verzeichnen. Ende 1910 waren es bereits über 1.000 und im Jahre 1913 mehr als 3.000. Bis 1914 gab es neben der ursprünglichen Ortsgruppe Graz noch die Ortsgruppen Graz II, Eggenberg, Gösting, Leoben, Fohnsdorf, Marburg, Frohnleiten, Bruck/Mur, Diemlach, Zeltweg, Trofaiach sowie die zwischen 1909 und 1912 gegründeten Kärntner Gruppen Klagenfurt, Villach und St. Veit. Aber auch in Mähren, Salzburg, Oberösterreich, Niederösterreich und Wien konnte sich die Kinderfreunde-Idee erfolgreich verbreiten. 1914, zu Beginn des Ersten Weltkriegs, besaß der Verein bereits 4.350 Mitglieder in 18 Ortsgruppen. Kurz vor Ende des Krieges, im Jahr 1917, schlossen sich die bis dahin eigenständigen Organisationen „Alpenländischer Arbeiterverein Kinderfreunde“ und „Arbeiterverein Kinderfreunde für Niederösterreich“ zum Reichsverein „Arbeiterverein Kinderfreunde für Österreich“ zusammen. Damit war man erstmals auf gesamtstaatlicher Ebene organisiert. 1923 erfolgte die Fusionierung mit dem vor 1914 gegründeten Verein „Freie Schule“, der durch Gründung von „Schulen und Erziehungsanstalten die Kinder frei von politischen und konfessionellen Tendenzen durch harmonische Ausbildung ihrer natürlichen Anlagen zu vorurteilslosen Menschen heranbilden“ (ebd.) wollte. An Mitgliedern zählte der Verein gesamtösterreichisch bis 1929 über 91.000 Personen, in der Steiermark waren in 73 Ortsgruppen über 15.000 Mitglieder zusam-

mengefasst (vgl. ebd., S. 137). 1925 wurden – als Nachfolgeorganisation für die zunächst nur männlichen Jugendlichen zwischen 12 und 14 Jahren – die Roten Falken, die sich im Aufbau stark an die Pfadfinderbewegung anlehnten, gegründet, um auch Jugendlichen eine Heimat innerhalb der Kinderfreunde zu geben.

Von der Auflösung bzw. dem Verbot der Sozialdemokratie und ihren Organisationen nach dem Bürgerkrieg im Februar 1934 waren auch die Kinderfreunde betroffen. Eine Fortsetzung ihrer Tätigkeit war nach 1934 nur mehr in den seltensten Fällen möglich. Anders war die Situation bei den Roten Falken, die noch aktiv

waren. Dies wurde durch die Okkupation Österreichs 1938 für die nächsten sieben Jahre vollends beendet, da man unter den neuen Verhältnissen die Jugendlichen nicht mehr den Gefahren der Illegalität aussetzen wollte. Viele setzten jedoch auch nach 1938 ihre Tätigkeit fort (siehe Spira o.J.). Mit der Auflösung der Kinderfreunde war auch die Beschlagnahme des nicht unbeträchtlichen Vermögens verbunden, ihre Heime wurden großteils von den Kinder- und Jugendorganisationen der Vaterländischen Front übernommen (vgl. Staudinger 1983, S. 138). Bereits einen Monat nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erfolgte im Juni 1945 die Wiedergründung der Kinderfreunde, die damals vor allem für hungernde Kinder tätig waren. 1946 gab es wieder rund 36.000 Mitglieder und 286 Ortsgruppen, zwei Jahre später wurde erstmals seit Kriegsende der „Tag des Kindes“ organisiert. In den 1950er Jahren entstand die Idee, Kinder zu fördern, die begabt, aber sozial benachteiligt waren. Als Folge wurde im Jahr 1958 das Anton Afritsch Kinderdorf am Steinberg bei Graz eröffnet. 1960 wurden die Ziele der Kinderfreunde, darunter besonders das Bestreben, sozial und ökonomisch benachteiligte Kinder zu fördern, in der Eisenstädter Grundsatzerklärung formuliert (siehe Moser o.J.a; Uitz 1975).

Wirtschaftliche und soziale Entwicklungen haben dazu geführt, dass es in

Österreich in der Gegenwart glücklicherweise keine hungernden Kinder mehr geben muss. Auch die Wohnungssituation der ursprünglichen Zielgruppe: der Arbeiterschaft, zumindest der „Einheimischen“, hat sich entscheidend verbessert, so dass ihre Kinder nicht mehr auf der Straße leben müssen. Wie es aber um die Kinder und Jugendlichen aus anderen sozialen Schichten, den

„Nicht-Einheimischen“ beispielsweise, bestellt ist, das ist eine andere Geschichte.

(ENDNOTEN)

- 1) Zum damaligen Zeitpunkt befand sich dort nicht nur der Sitz der Sozialdemokratischen Partei, sondern auch die Redaktion und Druckerei des „Arbeiterwillen“.

Literatur

Moser, Winfried (o.J.): Die Entstehung der Kinderfreunde. Vom Fürsorgeverein zum politischen Erziehungsverband. Online im Internet: http://www.wien.kinderfreunde.at/data/kf_bund/Epoche_1Geschichte.pdf [Stand 2009-11-25].

Moser, Winfried (o.J.a): Ein neuer Frühling. Die Kinderfreunde in der Ära des Wiederaufbaus. Online im Internet: http://www.wien.kinderfreunde.at/data/kf_bund/Epoche4.pdf [Stand 2009-11-25].

Schmidlechner, Karin M. (2008): Die Gründung der Kinderfreunde. In: ZAK 8/2008.

- Schmidlechner, Karin M. (1983): Die steirischen Arbeiter im 19. Jahrhundert. Wien.
- Spira, Leopold (o.J.): Die Kinderfreunde sind nicht mehr. Verbot – Enteignung – Widerstand. Online im Internet: <http://www.kinderfreunde.at>.
- Staudinger, Eduard (1983): Die andere Seite des Arbeiteralltags. In: Hinteregger, Robert/Schmidlechner, Karin M./Staudinger, Eduard: Für Freiheit, Arbeit und Recht. Die steirische Arbeiterbewegung zwischen Revolution und Faschismus (1918 – 1934). Graz.
- Uitz, Helmut (1975): Die österreichischen Kinderfreunde und roten Falken 1908 – 1938. Beiträge zur sozialistischen Erziehung. Wien, Salzburg.

HAUSHALTSARTIKEL
SPIELWAREN
U.V.M.

ASIATISCHE LEBE
Spitzenqualität zu T
Billiger geht?

LA CASA



„HEIMAT“ ALS WERT IN DER JUGENDARBEIT

Eine ethische Reflexion über den Sinnzusammenhang

Jugendarbeit versteht sich im weitesten Sinn als Unterstützung junger Menschen beim Aufbau eines stabilen Wertesystems. Das ging in den Anfängen der institutionalisierten Jugendarbeit so weit, dass das Bestreben explizit formuliert wurde, bestimmte Werte und Tugenden den Jugendlichen quasi „einzupflanzen“. Oft verbrämt mit religiösen oder militärischen Schlagworten, schlossen diese Zielvorgaben Eigenschaften wie Gehorsam, Disziplin, Pünktlichkeit und Dienst an der Gesellschaft mit ein. Später waren es Solidarität, Toleranz, Entscheidungsfreiheit. Heute sind es Selbstständigkeit, Selbstbewusstsein, Eigenverantwortlichkeit, Gemeinschaftsfähigkeit bis hin zu sozialem Engagement und gesellschaftlicher Mitverantwortung, zu denen die Jugendlichen hingeführt werden sollen. Die erwünschten Ergebnisse der Jugendarbeit waren stets klar definiert und orientierten sich immer wieder neu an zeitgemäßen Belangen und gesellschaftlichen Erfordernissen.

Werte bilden die Grundlage der Jugendarbeit. Einer Einbeziehung des Wertes Heimat als Thema oder gar Leitgedanke in die Praxis der Jugendarbeit sollte daher eine ethische Reflexion des Begriffes vorangehen. In diesem Sinn sind die folgenden Ausführungen gedacht.

Der Sinnzusammenhang

Vergleichbar mit dem Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit vollzieht sich in der Gegenwart ein grundlegender Wandel der tradierten Ordnungsprinzipien und eine Neuordnung, die diesmal nicht nur die Gesellschaften Europas ergreift, sondern die Weltgesellschaft insgesamt. Das populärste Schlüsselwort zur Beschreibung dieses grundlegenden Wandels lautet *Globalisierung*. Die Kategorien *Nähe* und *Ferne* werden in mancherlei Hinsicht bedeutungslos. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen erlebt *Heimat* als Leitbegriff in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen wieder eine Renaissance.

Der Begriff *Heimat* weist mehrere Dimensionen auf, die ihn als Forschungsgegenstand unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zuordnen lassen. So beinhaltet er neben einer geografischen u.a. eine rechtliche, eine soziologische, eine volkskundliche, eine psychologische, eine religiöse, eine kulturanthropologische und eine philosophische Dimension, die eben auch die ethische Position umfasst.

Der Sinnzusammenhang *Heimat* stellt einen von vielen Menschen anerkannten ethischen Wert dar. *Wert* als ethischer Grundbegriff ist ein erwünschter Sachverhalt oder Zustand. Werte sind in einer Gesellschaft vorhanden, sie werden nicht gemacht, sie werden vorgezogen oder zurückgesetzt. Daraus ergibt sich eine Wertehierarchie bzw. Rangordnung von Werten. Der Gebrauch des Terminus *Wert* ist nicht so alt wie die Sache, die damit gemeint ist. Gut ist ein älteres Wort für Wert. Ganz allgemein sind Werte bewusste oder unbewusste Orientierungsdirektiven für das menschliche Handeln.

Will man den Begriff *Heimat* in ethischen Zusammenhängen sinnvoll und undogmatisch verwenden, ist seine Klärung unverzichtbar, denn es bestehen Divergenzen zwischen dem Heimatbegriff des Alltags und dem philosophischen Verständnis von Heimat. Es würde den Umfang dieses Textbeitrages überschreiten, die Verwendung des

Begriffs etymologisch und geschichtlich nachzuzeichnen. Es genügt darauf hinzuweisen, dass der Begriff *Heimat* im Laufe der letzten drei Jahrhunderte zahlreiche Bedeutungsverschiebungen erfuhr. Der Klassiker der Sozialpädagogik, Pestalozzi, hat in seinem Werk *Abendstunde eines Einsiedlers* (1779/80) im Ansatz eine Theorie der Heimat entworfen und sie in *Lienhard und Gertrud* (1781) als eine Theorie der Lebenskreise des Menschen ausgearbeitet. Die Entwicklung der Theorie der Heimat bis ins 20. Jahrhundert hat Spranger (siehe Spranger 1962) in pädagogischer Sicht zusammengefasst und entscheidend weitergeführt. Das Schulfach *Heimatkunde* war lange Zeit für die pädagogische Aneignung von heimatbezogenen Kenntnissen und Einstellungen zuständig. Erst in den 1970er Jahren wurde es in der Grundschule vom *Sachunterricht* abgelöst. „Im heimatkundlichen Unterricht dominierte ein geographischer Blickwinkel gegenüber anderen Perspektiven auf die Welt. Kennzeichnend war vor allem ein übersteigertes Verhältnis zum Raum, der als *Heimat* hypostasiert, abstrahiert und tradiert wurde“ (Daum 2007, S. 1). Der Begriff *Heimat* bekam allmählich einen Beiklang von Kitsch und wurde als sentimental und altmodisch diskreditiert. Erst als Folge der Kritik an der Fortschrittsgesellschaft und einem wachsenden „Unbehagen an der Modernität“ (siehe Berger et al. 1975) wurde *Heimat* in den Sozialwissenschaften und in der Öffentlichkeit wiederentdeckt.

Es geht in diesem Beitrag nicht um die Abhandlung eines nostalgisch anmutenden Themas, sondern um den Versuch einer möglichst ideologiefreien Klärung des Sachverhaltes und seiner Bedeutung für die Jugendarbeit. Eine ethisch-philosophische Analyse des Sinnzusammenhanges geht von der Verfasstheit des Menschen aus. Heimat kann so als ein Bestandteil der individuellen Identität aufgefasst werden, in dem Urphänomene des menschlichen Lebens zusammenlaufen: das Sich-Orten, das Sich-Zeitigen und das Sich-Begegnen. Neben den räumlich-zeitlichen und mitmenschlichen Aspekten von Heimat gilt es aber auch die im menschlichen Wesen wirksame „Doppelstruktur

des Sich-Binden[s] und Sich-Ausrichten[s]“ (Joisten 2003, S. 154) einzubeziehen. Der Mensch wohnt und wandert, beides im wörtlichen, aber auch im übertragenen Sinn. Das „Oszillieren im Spannungsfeld zwischen Nähe und Ferne, Begrenzung und Offenheit, Geborgenheit und Fremde, Sicherheit und Erschütterung“ (Lindemann zit.n. ebd., S. 26) ist für Heimat stets von Bedeutung.

Sich-Orten

Der Mensch lebt im Unterschied zum Tier nicht in festgelegten Bahnen einer ihm angepassten, spezifischen Umwelt, sondern er „führt sein Leben“ (siehe Gehlen 1950) und kann überall auf der Welt seinen Lebensmittelpunkt finden. Doch ebenso entscheidend für seine Lebensgestaltung ist „die Tatsache, dass er sich von Geburt an aufgrund seiner leiblichen Verfasstheit in und an einer vorgegebenen Raum-Zeit-Stelle vorfindet: Der Mensch ist, ob er es will oder nicht, zunächst in einen Ort hineingezwungen“ (Joisten 2003, S. 39).

Im alltäglichen Sprachgebrauch gilt Heimat als der *Ort*, an dem man geboren wurde und seine Kindheit verbrachte. Aus persönlicher Sicht bezeichnen wir damit einen *Ort*, der von uns emotional und intellektuell in der Weise ausgezeichnet wird, dass er für uns *Heimat* sein kann. Geografisch erweitert umfasst dieser Heimatbegriff einen umgebenden Raum, etwa eine Region, mit der man sich eng verbunden fühlt. Perspektiven räumlicher Begrifflichkeit lassen sich zu zwei Kategorien zusammenfassen:

1. Eine strenge Sicht auf materiell bedingte Räume, z. B. Räume als „Behälter“ oder Räume als Systeme von Lagebeziehungen
2. Eine erweiterte Vorstellung von Sensibilität für das Wahrnehmen bzw. Konstruieren von Räumen (vgl. Daum 2007, S. 2).

Augé (siehe Augé 1994) prägte in Zusammenhang mit dem Schwinden von identitäts- und beziehungsstiftenden Orten im öffentlichen Raum den Terminus der *Nicht-Orte*. Diese weisen keinen Bezug zur Geschichte auf und vermitteln Einsamkeit und Ununterscheidbarkeit. Gemeint sind mono-funktional genutzte Flächen im urbanen und suburbanen Raum wie Einkaufszentren, Autobahnen, Bahnhöfe, Flughäfen, Freizeitparks. Daum sieht als Folge dieser Entwicklung „die Zerstörung von Heimat als subjektiver Sinnprovinz“ (Daum 2007, S. 5).

Heimat ohne Heim als Ort des Wohnens, an dem man sich geborgen fühlt, ist nicht zu denken. Bollnow (1955) verweist auf den Zusammenhang von Geborgenheit, Ordnung und Grenzen und seine Bedeutung für den Menschen.

„Nur mit der Gestaltung einer räumlichen Ordnung, nur in der Durchgestaltung eines sinnhaltigen Umraums kann sich menschliches Leben in einer Ordnung erhalten“ (Bollnow 1955, S. 179). Die Grenzen erweisen sich dabei als Schutz und als Einschränkung zugleich und werden im wörtlichen und übertragenen Sinn verstanden. „Diese innerlich zu verstehenden Mauern und Dämme sind [...] die Ordnungen und Gesetze und Riten, die das Leben und das Verhalten der Menschen regeln“ (ebd., S. 176).

Sich-Zeitigen

Die Philosophie beschäftigte sich von ihren Anfängen an mit der Frage nach der zeitlichen Verfassung des menschlichen Lebens. Was Bollnow vom gestalteten Raum sagt, gilt in entsprechender Weise auch für eine gestaltete Ordnung der Zeit. Und doch lässt sich das Wesen des Menschen von der Zeitlichkeit her auch noch auf eine andere, besondere Weise bestimmen. Seit Bergson (1859-1941) hat

die Unterscheidung zwischen der mit Uhren gemessenen, objektiven und der konkret erlebten, subjektiven Zeit zu weiterführenden Untersuchungen in philosophischen und sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichen angeregt. Einschlägige philosophische Arbeiten gehen heute davon aus, dass die erlebte Zeit und nicht die objektiv gemessene Zeit diejenige ist, in der wir wirklich leben. Sie ist für uns die ursprüngliche Realität (vgl. Bollnow o.J., S. 7). Die Entwicklung der modernen Massenmedien und die fortschreitende Technologisierung des Alltags werfen wiederum neue Probleme auf. So stößt die Frage, wie sich der technologische Fortschritt auf das Verhältnis des Menschen zum Phänomen Zeit auswirkt, auch außerhalb der philosophischen Diskussion auf Interesse.

Der Mensch richtet sein Handeln stets über die bloße Gegenwart hinaus auf die Zukunft. Er ist genötigt, in seinem gegenwärtigen Dasein für die Zukunft zu planen und sie zu gestalten. „[D]er spätere Zustand ist immer anders als der vorhergehende, und zwar so, dass es vom späteren nur immer weitergehen kann, dass es aber unmöglich ist zum vergangenen Zustand wieder zurückzukehren“ (Bollnow 1955, S. 195). Diese Notwendigkeit führt nicht nur zu dem, was lange Zeit unhinterfragt als Fortschritt bezeichnet wurde, sondern bringt auch ein „unsymmetrisches“ Verhältnis des Menschen zu Zukunft und Vergangenheit mit sich. Was in der Zukunft geschieht, ist noch offen, kann sich in der einen oder anderen Weise entwickeln. Der Mensch kann auch selbst darauf Einfluss nehmen. Aber die Zukunft bringt Ungewissheit und Ausgesetztheit mit sich. Die Vergangenheit hingegen liegt fest. Der Mensch kann sie nicht mehr nachträglich verändern, so gern er es auch manchmal möchte. Er kann sich höchstens verschieden zu ihr verhalten. So kann ihm das Geschehene in seiner Stabilität auch Sicherheit und Vertrauen vermitteln (vgl. ebd., S. 39). „Quer durch die Bevölkerung hindurch wird die Vergangenheit gegenüber der Gegenwart ausgezeichnet und das Alte, die Tradition wird zum Inbegriff aller Wünsche, Sehnsüch-

te und Ziele angesichts des Neuen, Unüberschaubaren und Anonymen“ (Joisten 2003, S. 20).

Sich-Begegnen

Der Mensch benötigt den Anderen/die Andere zum Aufbau seiner Identität. Selbst die Einzelgängerin und der Einzelgänger können sich nur über die Gemeinschaft definieren. Freilich kennen wir auch Tiergemeinschaften. Es wird dem einzelnen Tier solcher Gemeinschaften sogar – analog der menschlichen Befindlichkeit – ein gewisses Geborgenheitsgefühl in der Nähe seines „Volkes“ zugeschrieben. Aber tierische Gemeinschaften sind von der Natur durch Anpassung, Entwicklung und Auslese geschaffen. Der Mensch hingegen hat sich seine Gemeinschaften auch in und mit der Sprache geschaffen und er nimmt an ihr in und mit der Sprache teil. Sprache ist somit ein wesentlicher Teilbereich der kulturellen Möglichkeiten des Menschen zur Umweltaneignung und Umweltauseinandersetzung. Die Bindung an die Anderen ebenso wie die Distanz zu ihnen ist nicht nur naturgegeben, sondern sie kann vom Menschen selbst gestaltet werden. Unter anderem die zunehmende, räumliche und soziale Mobilität führte dazu, dass sich neben dem raum-zeitlichen Blickwinkel ein Verständnis von Heimat etablierte, das auch das soziale Umfeld, das einen Menschen in seinen Einstellungen und seiner Mentalität prägt, verstärkt einbezieht. An die Stelle des „geistigen Wurzelgefühls“ (siehe Spranger 1962) als Bestimmungsmoment für Heimat, ist ein Beziehungsgeflecht aus Verwandten, Freundinnen und Freunden, Bekannten und „Cliques“ getreten. Befragungen zeigen sogar, dass heute viele Menschen das Empfinden von Heimat auf die Präsenz der Mitmenschen reduzieren: „Heimat ist dort, wo meine Familie ist“.

Die Folgerungen

132

Heimat ist nicht bis zum Blick über die Grenzen nur Umgebung, an die man sich anpasst, sondern auch wesentlich etwas, das erst zu schaffen ist. Die raumzeitlichen und zwischenmenschlichen Bedingungen von Heimat werden dabei ergänzt durch kulturelle Gegebenheiten, die das subjektgemäße emotional-praktische Sich-hinein-Leben im Alltag begleiten. Die Grenze zwischen der eigenen Welt (geprägt von Nähe, Vertrauen, Geborgenheit und Sicherheit) und der fremden Welt (versinnbildlicht durch Bedrohung, Entwurzelung und Heimweh) wird zum eigenen Horizont, den es zu erkunden und auszubauen gilt.

Eine beschränkte Sichtweise auf Heimat, die den einen oder anderen der dargelegten Aspekte vernachlässigt, wird zu keinem dem Menschen gemäßen Sinnzusammenhang gelangen. So sollte etwa die heute gepflogene stärkere Betonung sozialer, politischer und medialer Aspekte nicht dazu führen, auf räumliche Bezüge gänzlich zu verzichten. Freilich impliziert die Frage: „Wohin gehöre ich?“, mehr als nur ein Problem der Lokalisation, sie kommt aber nicht ohne konkreten Raumbezug aus. Käme es im Zuge des neuen, „aktiven“ Heimatverständnisses zu einem allmählichen Verschwinden des Raumes, so würde Heimat dadurch für den Menschen weniger erfahrbar und abstrakter, was gerade für Kinder und Jugendliche nicht wünschenswert erscheint. Auch die ethische Reflexion der Beziehung des Menschen zur Zeit ist in einem von Hektik und Unruhe gekennzeichneten Alltag ein wesentlicher Beitrag zur Erfassung des Bestandteils Ruhe im Sinnzusammenhang *Heimat*.

Eine Tendenz des menschlichen Wesens zielt auf ein Sich-Binden, das u.a. im Wohnen und Ruhen sichtbar wird, eine andere Tendenz zielt auf ein Sich-Ausrichten, das sich u.a. in Mobilität und Neugier zeigt. Ortswechsel werden von Menschen verschieden empfunden.

Die einen sehen darin einen Nachteil, sie klagen über den Verlust von Bindungen und Kontakten zu Verwandten, zu Freundinnen und Freunden, des Hauses und des regionalen Umfeldes. Andere wiederum suchen gerade die Herausforderung, die ihnen ein Ortswechsel beschert. Was unterscheidet diese beiden Gruppen von Menschen? In klischeehaften Vorurteilen werden die einen altmodisch und bieder und die anderen modern und weltoffen genannt. Entspricht das Gebundensein überhaupt noch dem Zeitgeist? Es wäre doch auch möglich, dass sich mobile Menschen auf eine andere Weise binden. Es stellt sich also die Frage, ob *Heimat* wirklich die einzig gültige Antwort auf das humane Grundbedürfnis ist, einen persönlichen Platz in der Welt zu finden.

Die Heimat erscheint vor dem Hintergrund von Fremderfahrungen in einem anderen Licht. Will der Mensch seine Möglichkeiten und Fähigkeiten entfalten, hat er das untrennbare Zusammengehören von *Wohnen und Gehen* zu bewerkstelligen: „Von hierher ergeht an den Menschen die Forderung, in seinem Denken und konkreten Tun das schwierige Geschäft des spannungsreichen Ausbalancierens der beiden Seiten seiner Grundstruktur auf sich zu nehmen und an der Verwirklichung seiner Heimat sein Leben lang zu arbeiten“ (Joisten 2003, S. 317).

Es kann nicht bestritten werden, dass die Heimat ihre Grenze an der Fremde hat, und dass der „Kampf der Kulturen“ auch in diesen engeren Bereich eindringen kann. Die hohe Bewertung der eigenen Heimat ist nur unter der Bedingung zulässig, dass man auch für die Heimat anderer eintritt.

Ein reduziertes Bild von Heimat bedeutet Konzentration auf die Menschen von nebenan, auf die Zustände und Gegebenheiten vor Ort im Sinn einer lokalen Kultur, die den umfassenden Kulturbegriff nicht erreicht: „Kultur [...] umfasst ein normatives System von Lebensformen und Verhaltensweisen, die der Kultur angemessen

sind. Kultur ist daher immer verbunden mit einer Moral. Eine solche Kulturmoral hat in Zeiten der Verunsicherung stabilisierenden und Identität bildenden Charakter. Darin liegt aber auch ihre Problematik, denn als genuine Möglichkeit der Identitätsbildung wird häufig von Formen der Abgrenzung Gebrauch gemacht“ (Stettner 2009, S. 199). Die Konzentration, die Heimat bedeuten kann, wird dann fragwürdig, wenn Abgrenzung zur Ausgrenzung wird.

Folgerungen für die Jugendarbeit

Um das Konzept Heimat für die Jugendarbeit brauchbar zu machen, ergibt sich die Forderung einer *Ent-Romantisierung* des Begriffs. Antiurbane Vorstellungen von Heimat und der Mythos vom natürlichen Landleben sind für die Adressatinnen und Adressaten der Jugendarbeit kaum relevant. Wohnungslose Jugendliche in Großstädten definieren jene *Nicht-Orte*, wie Augé sie beschreibt, für sich als Zwischen-Heimat und auch Mc Donalds mit seinen standardisierten Angeboten kann Heimat sein. Eine demagogische Mystifizierung von Heimat, wie sie zu politischen Zwecken geschehen ist und immer wieder geschieht, hat in der Jugendarbeit schon gar keinen Platz (vgl. Young 1999, S. 89).

Für die Sozialpädagogik gehört die Orientierung am Sozialraum und an der Lebenswelt der Adressatinnen und Adressaten zum Selbstverständnis professionellen Handelns. In der Jugendarbeit erbringen diese Konzepte die Leistung, die für eine gedeihliche Entwicklung des Sektors wünschenswert erscheint. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man meinen, wir hätten es bei Sozialraum, Lebenswelt und Heimat mit demselben Sachverhalt zu tun, der uns unter verschiedener Bezeichnung entgegentritt. Während sich aber der Begriff des Sozialraumes in erster Linie auf einen sozialgeografisch abgrenzbaren Lebensraum bezieht, entstehen Lebenswelt und Hei-

mat als alltägliche Wirklichkeit durch subjektive und intersubjektive Sinnzuweisungen, sie werden „gemacht“ (vgl. Deinet 2003, S. 107). Was Heimat von Lebenswelt unterscheidet, ist der hohe Grad an Emotionalität, der ihrem Sinnzusammenhang anhaftet. Heimat repräsentiert in ihrer Symbolträchtigkeit die Vertrautheit, die Nähe und die Verlässlichkeit von Beziehungen zwischen Personen und den Umgang mit Dingen und stellt sich dar als Kontext, der Sicherheit vermittelt. Es ist schwierig, Themen, die stark emotional besetzt sind, wissenschaftlich-sachlich zu behandeln. Es bedarf einer Revision bestehender Konzepte von Heimat, um den Begriff für das Gespräch mit Jugendlichen zu erschließen. Dazu gehört die Bereitschaft, diese Konzepte zu hinterfragen, wobei das reflexive Hinterfragen selbst nicht von einer Werte-Verbindlichkeit entbindet. Die stark emotionale Besetzung des Begriffs Heimat macht ihn anfällig für Missbrauch. Seine unreflektierte Verwendung fördert die Tendenz zur Ideologisierung. Das erhöht die Gefahr politischer Vereinnahmung und der Manipulation von Lebensentwürfen.

Erst im ständigen Bewusstsein dieser Anfälligkeiten und Gefahren kann Jugendarbeit den jungen Menschen im Prozess der Beheimatung auf mannigfache Weise unterstützen, seiner/ihrer Seinsverfasstheit zu entsprechen und seine/ihre Identität in der Entfaltung der ihm/ihr einwohnenden Bezüge zum Raum, zur Zeit und zu den Mitmenschen zu finden.

Literatur

- Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main.
- Berger, Peter L. et al. (1975): Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt am Main, New York.
- Bollnow, Otto Friedrich (o.J.): Das Verhältnis zur Zeit. Heidelberg.
- Bollnow, Otto Friedrich (1955): Neue Geborgenheit. Stuttgart, Köln.
- Brocker, Manfred/Nau, Heinrich H. (Hrsg.) (1997): Ethnozentrismus. Möglichkeiten und Grenzen des interkulturellen Dialogs. Darmstadt.
- Daum, Egbert (2007): Heimat machen! Über Verbindungen von Ort und Selbst. In: Heimatpflege in Westfalen 20. Jg., Heft 2, S. 1-10. Online im Internet: http://www.lwl.org/westfaelischer-heimatbund/pdf/Heimatpf%20in%20Westf_Internet.pdf [Stand 2009-11-25].
- Deinet, Ulrich (2003): Sozialräume als Lebenswelten verstehen! Der „sozial-räumliche Blick“ der Sozialpädagogik am Beispiel der Kinder- und Jugendarbeit. In: Laueremann, Karin/Knapp, Gudrun (Hrsg.): Sozialpädagogik in Österreich. Perspektiven in Theorie und Praxis. Klagenfurt, Laibach, Wien: Mohorjeva/Hermagoras, S. 106-123.
- Gehlen, Arnold (1950): Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Bonn.
- Joisten, Karen (2003): Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie. Berlin.
- Spranger, Eduard (1962): Der Bildungswert der Heimatkunde. 3. Auflage. Stuttgart.
- Stettner, Ute (2009): Welche Ethik braucht Jugendarbeit. In: Scheipl, Josef/Rossmann, Peter/Heimgartner, Arno: Partizipation und Inklusion in der Sozialen Arbeit. Graz, S. 188-204.

Young, K. (1999): The Youth Worker as Guide, Philosopher and Friend. In: Banks, S. (Ed.): Ethical Issues in Youth Work. London and New York, pp. 77-92.



WO FINDET HEIMAT STATT?

Beheimatung in der pluralistischen Gesellschaft

Die Renaissance des Begriffs „Heimat“

Noch vor zehn Jahren hätten sich Netzwerke der Jugendarbeit wohl kaum mit dem Thema Heimat auseinandergesetzt. Heute widmen sich immer mehr Veranstaltungen und Publikationen diesem Begriff, der wieder stärker verwendet wird – und das nicht nur bei uns: „Den Deutschen ist das Wort Heimat inzwischen wieder überaus lieb. Es war 2004 auf Platz vier der Liste der beliebtesten Worte, die der Deutsche Sprachrat und das Goethe-Institut erstellten“ (Hofmeister/Bauerochse 2006, S. 7).

Heimat ist ein deutsches Wort, das sich kaum in andere Sprachen übersetzen lässt¹. In Heimat schwingt Heim, Haus und Sesshaftigkeit mit: Heimat ist dort, wo man zu Hause ist oder wo man geboren wurde. Das lateinische Wort *patria* spielt auf das Vaterland an, das französische *pays natal* und das englische *native country* sind ausschließlich geografische Begriffe. Das deutsche „Heimat“ dagegen ist vielschichtig und geschichtlich belastet: In der deutschen Romantik bekam er seine nostalgische Note, in der nationalsozialistischen Propaganda wurde der Begriff politisch missbraucht und in der Nachkriegszeit wurde Heimat zum Kitsch (vgl. Türcke 2006, S. 7f.). Über Jahrzehnte hinweg fast ein Tabuthema erfährt der Begriff nun bei-

nahe so etwas wie eine Renaissance. Diese Renaissance könnte m. E. vor allem mit drei gesellschaftlichen Entwicklungen zusammenhängen: Erstens führt Globalisierung auch zu einer stärkeren Lokalisierung, weil sich die/der Einzelne übersichtliche, einfachere und weniger komplexere Einheiten wünscht.

Zweitens führt Migration zu einer immer stärkeren Ausdifferenzierung der Kulturen² und damit geht auch der Wunsch einher, sich auf das Eigene, das Bekannte, zurückzu(be)ziehen³. Daraus erwächst aber auch die Möglichkeit und Gefahr, das Andere, das Fremde auszugrenzen. Drittens haben sich manche traditionelle Strukturen aufgelöst oder an Bedeutung verloren. So gibt es heute für die Gesellschaft z. B. keine einheitliche Vorstellung von Familie oder Religion mehr. Diese Strukturen haben Halt gegeben und Richtungen vorgegeben. Dazu kommt, dass der Mensch in einer „Multioptionsgesellschaft“ (siehe Gross 1994) lebt: Noch nie hatte der Mensch so viele Alternativen, aus denen er wählen konnte. Noch nie hatte er aber so wenig Anleitung, dies „richtig“ zu tun. Dies verunsichert, „bringt Unruhe ins Gehirn. Und wenn es einem nicht gelingt, wieder in die eigene Mitte zu kommen, dann breitet sich die Unruhe immer weiter im Gehirn aus.

Dann verliert man sich in Angst und in Hektik und ist immer weniger in der Lage, das Leben mit all seinen Herausforderungen zu bewältigen“ (Laurenz 2006, S. 75). So sehnt und wünscht sich der Mensch an einen Ort, der sicher, überschaubar, geborgen und ruhig ist.

Wir fassen zusammen: Heimat wurde wiederentdeckt, der Begriff erlebt eine Renaissance. Mögliche Antworten darauf könnten die Globalisierung, die Migration und die Multioptionsgesellschaft sein. Der Mensch scheint sich an das Überschaubare zurückzusehnen.

Der Mensch baut sich selbst seine Welt

Ein afrikanisches Savannenelefantenbaby kommt auf die Welt. Es wird in seine Elefantenwelt hineingeboren. In den Rocky Mountains wirft die Wölfin ihre Jungen. Die jungen Wölfe gliedern sich in eine hierarchisch geordnete Wolfswelt ein. Für Tierjungen, egal ob in Afrika oder Amerika, ist ihre Welt vordefiniert; sie ist klar vorgegeben. Mit angeborenen Instinkten ausgestattet können die Tiere in ihrer spezifischen Welt überleben. Beim Menschen ist dies völlig anders: Das Menschenbaby könnte überall auf der Welt zur Welt kommen, denn eine natürlich definierte Menschenwelt gibt es nicht. Der Mensch muss sich seine Welt, seine Gesellschaft schaffen. Menschen können überall leben, sie können sich überall ihre Welt bauen. Die Welterrichtung ist eine „direkte Folge der biologischen Verfassung des Menschen. [...] Von der Natur um eine Menschenwelt gebracht, bringt er eine menschliche Welt zustande. Diese seine menschliche Welt ist natürlich seine Kultur. Die fundamentale Aufgabe der Kultur ist die Sorge für feste Strukturen des menschlichen Lebens, eben solche, die ihm biologisch fehlen“ (Berger 1973, S. 6f.).

Der Mensch kommt als „normalisierte Frühgeburt“ zur Welt. Im Vergleich zu anderen Säugetieren müsste er zwölf Monate länger im Mutterleib bleiben. Dies ist anatomisch unmöglich. Dieses zusätzliche Jahr eröffnet Entwicklungschancen, die kein anderes Lebewesen hat: Dieser Zeitraum wird eben nicht im Mutterleib, sondern in der gesellschaftlichen Umgebung gelebt. Der Mensch ist damit zu spezifisch menschlichem Verhalten geboren: zum sozialen Verhalten (vgl. Rolle 2005, S. 282f.). Der Mensch lebt also sein erstes Jahr in einer bestimmten, von Menschen geschaffenen Umgebung, in der er hineingeboren wird. Er erlebt eine bestimmte Kultur.⁴ Die Welt, die der Mensch selbst geschaffen hat, wirkt wieder auf den Menschen zurück. Die Kultur wird dadurch zur zweiten Natur (vgl. Berger 1973, S. 7). Der Mensch wird von seiner Welt bestimmt und das Kind

übernimmt die Kultur, also „die Totalität der Produkte der Menschen“ (ebd.). Diese Kultur wird zur Wirklichkeit, die Ordnung, die sich die Gesellschaft baute, beginnt zu wirken. Damit die von Menschenhand geschaffene Ordnung auch Bestand hat, braucht sie eine Legitimation. Die Religion übernahm lange Zeit diese Funktion⁵ und gab damit vor, wie die Menschenwelt sein sollte. Im Laufe der europäischen Geschichte verlor die Religion aber diese Funktion auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene, nicht jedoch auf der individuellen, denn Religion kann heute für Individuen und Gruppen sehr wohl eine wesentliche Legitimationsfunktion übernehmen.

Wir fassen zusammen: Der Mensch baut sich seine Welt, er schafft sich seine zweite Natur – die Kultur. Diese von Menschen geschaffene Welt wirkt auf den Menschen zurück.

Wenn es also keine natürliche Menschenwelt gibt, könnte der Mensch überall sein, überall Heimat finden? Könnte die Heimat des Menschen überall sein?

Heimat – was wir darunter verstehen könnten

Heimat wird gerne mit dem Geburtsort in Verbindung gebracht.⁶ Gerade die Geburt ist für das Kind alles andere als ein Ereignis, das Geborgenheit und Schutz vermittelt, bedeutet die Geburt für das Kind ja das Verlassen des wärmenden, schützenden und nährenden Mutterleibs. Das Kind muss diesen Raum verlassen – „vielleicht ist ein Mensch nie fremder als im Moment seiner Geburt. Er ist buchstäblich ausgesetzt, muss nun eigens ernährt, gewärmt, geborgen werden, sonst ist er verloren“ (Türcke 2006, S. 9). Heimat ist nach diesem Verständnis eigentlich der erste Ort, der nach der Geburt wahrgenommen wird. Diese allererste Heimat entsteht im Nachhinein, wenn sie nicht mehr erreicht werden kann, sie ist damit ein

Nicht-Ort, eine Utopie (griechisch: utopos). Der Mensch sehnt sich zurück in den Mutterleib und kann doch nie mehr dorthin.

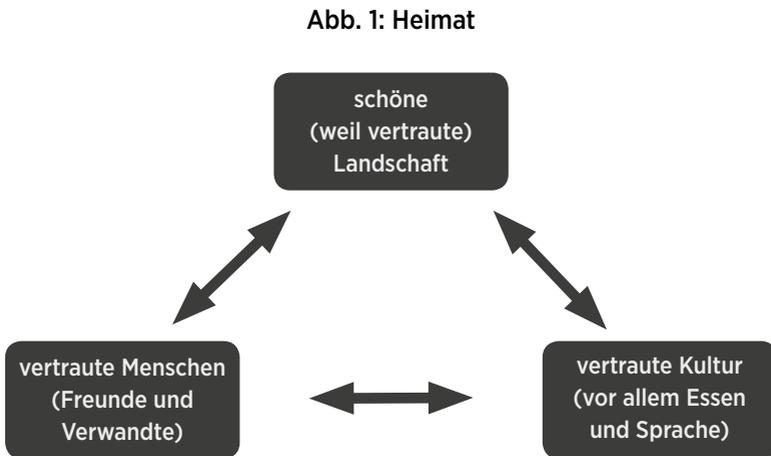
Der Mensch lernt im Laufe seiner Entwicklung auch, sich vom Anderen abzugrenzen, beginnt seine eigene Identität auszuformen, wobei das Eigene „das Andere des Anderen“ ist. Der Mensch erfährt sich aber nicht nur selbst, sondern auch seine Umwelt, sie wird ihm vertraut und damit zur Heimat. Diese Umgebung ist nun die „zweite Heimat, aber seine erste konkrete“. Die Umgebung prägt das Kind, sie muss, wie immer sie auch sein mag, als gegeben angenommen werden.

Es gibt keine Alternative zur erlebten Umwelt, sie ist weder gut noch schlecht, noch erwünscht, sondern einfach ohne Alternative da. Die vorhandene Umgebung drückt damit dem Kind, das dagegen machtlos ist, Verhaltens- und Erfahrungsformen auf. Was ist, wird uns vertraut. Es ist nicht deshalb vertraut, weil es schön ist, sondern das Vertraute erscheint als das Schöne.⁷ Irgendwann wird der Mensch aber seine Umgebung verlassen, die Vertrautheit wird zu eng. Erst die verlassene Umgebung lässt sie zur Heimat werden, vorher war sie Selbstverständlichkeit. So heißt es auch, dass Heimat erst dann wirklich erfahren wird, wenn sie verlassen ist (vgl. ebd., S. 9-30). Aber auch für die, die bleiben, formt sich ein Heimatbegriff.

Wie verstehen Österreicherinnen und Österreicher diesen Begriff?

IMAS führte im März 2006 eine Umfrage zum Heimatgefühl der Österreicherinnen und Österreicher durch. Dort wurde folgende Frage gestellt: „Wenn jemand von Ihnen sagen würde: ‚Dieser Mensch lebt sehr gern in Österreich und fühlt sich hier ganz und gar zu Hause‘ – hätte er damit voll und ganz, nur teilweise oder gar nicht recht?“ Zwei Drittel der Befragten sagten, dass er voll und ganz recht hätte.⁸

Die heimatliche Empfindung macht sich also an einem Ort, hier eine Nation, fest. Die Untersuchung spricht in diesem Kontext von „Heimatliebe“ und fragt nach den „Hauptgründe[n] der Zuneigung“. Als die vier hauptsächlichen Erklärungen für die Zuwendung zum Land werden genannt: die Schönheit der Landschaft; der Umstand, dass man hier seine Freunde und Verwandten besitzt; die „österreichische Küche“ und die vertraute Sprache, die das mühelose Verständigen ermöglicht (siehe IMAS 2006).⁹ Die folgende Abbildung fasst dieses Ergebnis zusammen:



Quelle: Eigene Darstellung.

Heimat kann als ein Begriff verstanden werden, der Vertrautheit zum Ausdruck bringt. Diese Vertrautheit spiegelt sich in der Wahrnehmung der Schönheit der Landschaft (Natur), im Umstand, in der Heimat vertraute Menschen, also Freunde/Freundinnen und Verwandte zu haben, und in der Wahrnehmung der eigenen Kultur, vor allem der „österreichischen Küche“ und der vertrauten Sprache. Es ist das Vertraute, das Heimat ausformt. Dieses Vertraute scheint in dieser Definition auch eine klare örtliche Dimension zu haben.

Wir fassen zusammen: Heimat wird im Allgemeinen als der Ort des Vertrauten, insbesondere der vertrauten Landschaft, der vertrauten Menschen und der vertrauten Kultur verstanden. So einfach scheint der Begriff „Heimat“ zu fassen zu sein. Was aber noch viel erstaunlicher ist als die Ergebnisse selbst, ist die Tatsache, dass der Begriff „Heimat“ für die Befragung gar nicht erst definiert oder hinterfragt werden musste, dass er vermeintlich klar definiert ist und verwendet wird. Eine Definition von Heimat und Heimatgefühl scheint gar nicht notwendig zu sein. Ist Heimat also tatsächlich ein klarer, unmissverständlicher Begriff?

Heimat als Nicht-Ort und Sehnsucht

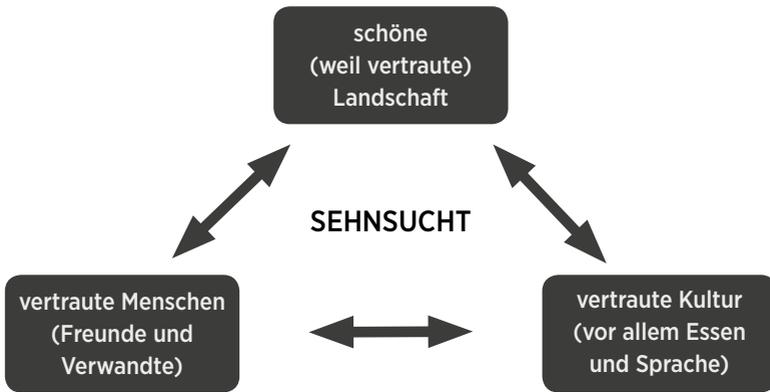
Bevor wir uns der Frage zuwenden, ob Heimat ein klarer, unmissverständlicher Begriff sei, ist es sinnvoll zu hinterfragen, wo denn die Vertrautheit ihre Wurzel haben könnte. Dafür ist es notwendig, einen kurzen Blick in die Denk- und Handlungsweise des Menschen zu werfen. Der Mensch ist ständig mit äußerst komplexen Situationen konfrontiert, die er in dieser Komplexität gar nicht verarbeiten kann. Die Gestaltpsychologie geht davon aus, dass die Menschen ihr Weltbild so klar und einfach wie möglich haben möchten, die Komplexität daher reduziert werden muss. Der Mensch nimmt eine „objektive“ Situation aufgrund von Symbolen wahr und verarbeitet sie vor dem Hintergrund seiner eigenen Identität zu einer subjektiven. Er reduziert die wahrgenommenen Situationen und schafft sich mentale Modelle, indem er die wahrgenommene Situation interpretiert und mit bereits bekannten Situationen vergleicht (siehe Esser 2005; vgl. Tafner 2009, S. 118-136). Der Mensch baut sich, wie bereits eingangs dargestellt, seine Welt. Dabei spielt das Vertraute eine wesentliche Rolle, denn das Vertraute verweist auf das Vergangene. Das Vergangene ist weniger komplex, es lässt keine anderen Möglichkei-

ten mehr zu. „Die Orientierung am Gewesenen kann daher die Welt vereinfachen und verharmlosen. Man unterstellt, dass das Vertraute bleiben, das Bewährte sich wiederholen, die bekannte Welt sich in die Zukunft hinein fortsetzen wird“ (Luhmann 2009, S. 23). „Man kann die Zeit deshalb auch als Reduktion der Komplexität begreifen“ (ebd., S. 18). Das Vertraute bezieht sich auf die Vergangenheit, das Vertrauen auf die Zukunft. Vertrauen ist damit eine Komplexitätsreduktion für die Zukunft.

Das Vertraute bietet im Blick zurück Orientierung. Der Mensch baut sich seine Welt und sehnt sich zurück in die Vergangenheit, von der er ein bestimmtes Bild hat. Es ist nicht das Erlebte selbst, sondern das Bild davon. Heimat entsteht als Bild in der Rückschau. Sie kann entstehen durch das Verlassen der Heimat und das Zurücksehnen an die Heimat. So entsteht Heimweh, das durch die Rückkehr auch nicht geheilt werden kann.¹⁰ Heimat ist dann die Sehnsucht nach dem Vergangenen. Die Rückkehr stellt fest, dass es so nicht mehr ist, wie es sein sollte – die Zeit ist vergangen, Menschen und Orte haben sich verändert. Heimat entsteht als Sehnsucht, aber auch beim Bleiben in der Heimat, nämlich dann, wenn der Mensch sich zurücksehnt in Erinnerungen und Träumen. Ist es gar die Sehnsucht, die die Heimat zu etwas Kostbarem macht? Erzeugt nicht die Heimat die Sehnsucht, sondern die Sehnsucht die wertvolle Heimat? Die Heimat würde dann erst beim Verlassen zur wertvollen Heimat werden. Heimweh ist etwas zutiefst Individuelles, Subjektives.

Die Heimat wird mit einem Liebesobjekt vergleichbar, das begehrt wird. Das Begehren selbst wird zum Ziel, kann aber niemals wirklich befriedigt werden. Es entsteht ein Idealbild im Kopf, das so vielleicht niemals existierte oder existiert. Dann kann aber auch die Rückkehr das Heimweh nicht beseitigen, denn die Heimat, die man als Rückkehrende/r erlebt, ist eine andere als die der Sehnsucht. Sie ist der Ort der Vergangenheit, der Ort und die Menschen haben sich verändert – und man selbst ist älter geworden. Heilung bringt die

Abb. 2: Heimat und Sehnsucht



Quelle: Eigene Darstellung

Rückkehr also nicht (vgl. Bernet 2006, S. 87-97). Heimweh hat mit Nostalgie zu tun: „Nostos‘ heißt auf Griechisch ‚Heimkehr‘ oder ‚Rückkehr‘, und wenn damit ein ‚algos‘, d.h. ein Schmerz verbunden ist, so muss die Nostalgie als das Leiden unter einer unmöglichen Rückkehr verstanden werden. Was wir als ‚Unumkehrbarkeit‘ der Zeit bezeichnet haben, ist nichts anderes als die Unmöglichkeit einer Rückkehr in die Vergangenheit“ (ebd., S. 97).

Heimat als Ort der Sehnsucht, als Nicht-Ort, kann sich in zwei Richtungen ausformen: Einerseits sind die Erinnerung und die Vergangenheit der größte Schatz des Menschen.¹¹

Andererseits können Nostalgikerinnen und Nostalgiker – in ihrer pathologischen Ausformung – die Vergänglichkeit der Zeit nicht akzeptieren und leben die Vergangenheit in der Gegenwart (vgl. ebd., S. 97-100).

Schauen wir zurück auf die Abb. 1, so können wir in die Mitte des Heimatbegriffs, der von Vertrautheit getragen war, nunmehr die Sehnsucht stellen. Es ergibt sich nun Abb. 2.

Die Erinnerungen und Sehnsüchte machen bestimmte „Orte“ zur Heimat, es ist aber nicht der Ort, sondern vielmehr ein Nicht-Ort, ein Utopia (vgl. Schlink 2000, S. 32-34). Das folgende Gedicht, das ich auf der Teichalm vor einem Aufsichtsturm angeschlagen gefunden habe, drückt dies im oststeirischen Dialekt aus:

Mei Hoamat

Wenn i aussu geh in die Natur,
schau i in die Berg, auf die Olm,
in die Wälder und Felder
und auf die blierenden Wiesen.
Jo da wird ma worm ums Herz
Und i gfrei mi wia a kloana Bua,
dass i do derf leben
in der schenan Natur.
Und voll Stulz sog i:
,Do leb i, do bleib in meiner
Schenan Hoamat'.
Ban Hoamgai, wo am Roan
Dos Kreiz steht,
knia i vor Ehrfurcht nieder
und mit an kloan Gebet dank i
unserem Herrn und Schöpfer,
der so schei gmocht hot die Natur
und mei Hoamat.

Sepp Pieber

Das Gedicht beschreibt die wunderschöne Natur. Und doch ist nicht alles so naturbelassen: Nicht immer blühen die Wiesen und nicht immer wird es einem warm ums Herz, wenn man die Natur betritt: Es kann auch kalt, nass und unangenehm sein. Auf der Teichalm

gibt es nicht nur die schöne Natur, da gibt es auch in der Zeit, in der die Wiesen blühen, Schilfite, die still stehen und so gar nicht in die Landschaft passen; Schipisten, die die Wälder durchschneiden. In der Formulierung des Gedichts schwingt die Sehnsucht mit, die Utopie: die immer schöne Heimat. Es gibt die Heimat, die Utopie raubt uns die Heimat nicht, sie macht den Ort aber zu etwas Speziellem, zu etwas Besonderem, das sich in der Freude des kleinen Buben niederschlägt, der zwar keiner mehr ist, sich aber wie ein solcher fühlt. Im Gedicht kommt der Dank zum Ausdruck, der darüber hinaus auch transzendiert wird. Wem sollte man für das danken, was das Menschliche übersteigt? Hier wird Heimat Utopie und Utopie religiös. Wir fassen

zusammen: Heimat gründet sich auf Vertrautheit, die auf die Vergangenheit zurückgreift, dadurch die Komplexität unserer Welt reduziert und Ordnungsrichtlinien für die Zukunft vorgibt. Dadurch wird Heimat aber vom Ort zum Nicht-Ort, denn es geht nicht mehr um den Ort, sondern um das Bild vom Ort. Damit wird Heimat zu einer Sehnsucht, zu einer Vorstellung von etwas, das so nicht war und so nicht ist.

Heimat und Religion

Ich denke, dass viele bei Heimat und Religion vor allem an katholische Traditionen, an Übernommenes, vielleicht an Weihnachten und Ostern bzw. an Fronleichnamsprozessionen, jedenfalls an konservative Werthaltungen denken. So scheint mir, dass Religion von vielen als eine bürgerliche Religion wahrgenommen wird (siehe Metz 1981).

Die großen monotheistischen Religionen verweisen auf die Glaubensüberzeugungen von Nomaden. Abraham als Stammvater der Ju-

den, Christen und Muslime zog von Ur weg in ein verheißenes Land. Diese Idee des Aufbruchs durchzieht die ganze Bibel. Menschen werden aus ihrem gewohnten Leben herausgerissen, müssen alles hinter sich lassen und aufbrechen. Im 11. Kapitel des Hebräerbriefs im Neuen Testament wird die Geschichte des Judentums zusammengefasst. Über Abraham lesen wir in diesem Brief: „Aufgrund des Glaubens gehorchte Abraham dem Ruf, wegzuziehen in ein Land, das er zum Erbe erhalten sollte; und er zog weg, ohne zu wissen, wohin er kommen würde. Aufgrund des Glaubens hielt er sich als Fremder im verheißenen Land wie in einem fremden Land auf und wohnte mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung, in Zelten“ (Hebr. 11, 8-9). Weiter im Text lesen wir: „Voll Glauben sind diese alle gestorben, ohne das Verheißene erlangt zu haben;

nur von fern haben sie es geschaut und begrüßt und haben bekannt, dass sie Fremde und Gäste auf Erden sind. Mit diesen Worten geben sie zu erkennen, dass sie eine Heimat suchen. Hätten sie dabei an die Heimat gedacht, aus der sie weggezogen waren, so wäre ihnen Zeit geblieben zurückzukehren; nun aber streben sie nach einer besseren Heimat, nämlich der himmlischen“ (Hebr. 11, 13-16). Der Umkehrschluss ist überraschend: Gott schämt sich derer, die nicht aufbrechen, die bleiben oder zurückkehren wollen. Was könnte das bedeuten? Die biblische Religion möchte den Menschen so in sich festigen, dass er den Aufbruch wagen kann. Nicht die Nation, nicht die Region, nicht der Ort, nicht das Heim, sondern die Beheimatung bei Gott, die wir als „In-sich-Sein“ übersetzen könnten, ist letzte Heimat. Auch Jesus sprengte die Vorstellungen von Heimat. Heimatlos zog er durch das Land und bezeichnete sich selbst als „den Weg, die Wahrheit und das Leben“. Er bezog das aber nie auf einen bestimmten Ort, eine bestimmte Nation oder ein bestimmtes Volk. Vielmehr sprach er davon, dass es im Hause seines Vaters viele Wohnungen gibt (vgl. Schellenberger 2006, S. 13-24).

Der Gott, der in der Bibel vermittelt wird, will sagen: „Die biblische Religion will den Menschen so sehr in Gott beheimaten, dass er den Aufbruch wagen kann“ (Zulehner). Heimat in diesem Sinne ist jenseits von Kitsch und Nostalgie zu verorten. Heimat in diesem Sinne ist Heimat jeder Heimat.

Heimat beschreibt ein Gefühl, „zu wissen, wo man hingehört, [Heimat] ist ein Ort, an dem man sich nicht rechtfertigen und erklären muss, ein Ort der Selbstverständlichkeit [...] Aber Heimat als existenzielles Bedürfnis des Menschen reicht noch tiefer. [...] Das kann die Heimat ‚in sich selbst‘ sein. Das kann aber auch die spirituelle Heimat sein, eine Verbindung mit dem tragenden Grund des Lebens, die das Thema aller Religionen ist“ (Hofmeister/Bauerochse 2006, S. 8).

Wir fassen zusammen: In der biblischen Tradition spielt das Motiv des Aufbrechens eine große Rolle. Die biblische Religion möchte den Mensch so sehr in Gott beheimaten, dass er den Aufbruch wagen kann. Gerade in unserer, sich ständig ändernden Welt, ist eine innere Beheimatung notwendig, die keine Angst vor der Veränderung hat. Wunderbar bringt dies m. E. ein Gedicht von Ingeborg Bachmann auf den Punkt:

Es gibt keinen Punkt,
an dem wir stehen bleiben könnten und sagen:
Jetzt haben wir's.
So muss es sein:
So werden wir es immer machen!
Wir sind immer unterwegs.

Heimat als Segen

Was wir als Kinder erlebt haben, bleibt mit dem, was wir damit erfahren und erspürt haben, gespeichert. So erinnern wir uns an Kindheitserfahrungen und können auch die Gefühle oder Gerüche von damals wahrnehmen. Verstehen wir Heimat als die Sehnsucht, die aus diesen Erinnerungen erwächst, so kann sie zu einer sehr starken seelischen Kraft werden. Heimat ist damit ein psychologisches und subjektives Konzept. Heimat ist dort, wo man sich nicht mehr erklären muss, dort, wo man Sicherheit und Bestätigung erfährt. Diese Heimat ist meist ein Ort, muss aber nicht ein Ort sein, denn es kann auch die Bindung an einen Menschen sein (vgl. Laurenz 2006, S. 72-74).

Als Ort kann sich Heimat in mehrere Richtungen ausformen: Erstens kann Heimat Utopie sein, etwas, das es noch nicht gibt, aber vielleicht irgendwann entstehen könnte: ein Idealgebilde der Zukunft. Heimat kann auch Utopia sein, ein Un-Ort (Nicht-Ort) der Gegenwart. Heimat ist dann der ideale Ort der Gegenwart, an dem man aber nicht sein kann. Schließlich kann Heimat der Ort der Vergangenheit sein, meist, aber nicht notwendigerweise, der Ort der Kindheit.

Kleine Kinder spielen gerne auf eingegrenzten Flächen, sei es ein Teppich, ein Tisch, eine Decke etc. Die Wohnung oder das Zimmer scheinen zu groß zu sein. Eingrenzung und Begrenzung schaffen für sie einen übersichtlichen, bespielbaren Raum. Heimat ist ein ähnlicher Versuch.

Die Sehnsucht nach Heimat kann nicht nur Zufluchtsort im Inneren des Menschen, sondern auch zielgebende Kraft der Entwicklung sein. Heimat kann so auch wichtige menschliche Bedürfnisse stillen: Heimat bedeutet meist auch soziale Einbindung und damit auch die Möglichkeit, sich einzubringen und etwas zu bewirken. Schließlich

kann Heimat auch Sinn und Vertrautheit geben. So kann Heimat zur Welterklärung (vgl. Laurenz 2006, S. 75-77) und zur Religion werden, nämlich dann, wenn wir Religion als die Suche nach Sinn bezeichnen (siehe Luckmann 1991).

Die Logotherapie Viktor Frankls setzt beim Logos, dem Sinn an, der notwendig ist, um ein erfülltes Leben zu führen. Der Mensch braucht Werte, für die er einsteht. Es genügt aber nicht, diese einfach traditionell übernommen zu haben. Auch am besten, schönsten Ort kann Heimatlosigkeit erfahren werden, wenn der Sinn nicht erfahrbar ist. Heimatlos in diesem Sinne ist ortsunabhängig.

Frankl antwortete einmal auf die Frage, wo denn Heimat sei, mit folgendem Satz: „Heimat ist dort, wo ich verstanden werde“ (vgl. Schönberger 2006, S. 98-102). Heimat in diesem Sinn ist der Sinn – und damit sind wir wieder bei der religiösen Dimension des Begriffs. Sinn meint hier, einen bestimmten Weg zu gehen, ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Sinn bedeutet immer auch Entscheidung, denn eine Entscheidungssituation fordert zur Wahl aus zumindest zwei Alternativen heraus. In unserer „Multioptionsgesellschaft“ sind wir ständig mit solchen Situationen konfrontiert. Wer den Sinn seines Lebens erkennt, hat eine Handlungsanleitung bei der Hand, die hilft, Entscheidungen zu fällen. Die Seele des Menschen bekommt einen festen Grund, sie bekommt Heimat. Aus dieser Heimat heraus kann der Mensch denken, entscheiden und handeln. Der Mensch ist beheimatet, ist für den Aufbruch bereit, kann andere Menschen annehmen.

Zusammengefasst können wir sagen: Der Seele Heimat ist der Sinn (siehe Lukas 2005). Heimat in diesem Sinn ist die Heimat jeder Heimat. Sie ist nicht ortsgebunden, ermöglicht das Da-Bleiben und das Weg-Gehen gleichermaßen. Heimat in diesem Sinn ist das „In-sich-Sein“ und weist auf eine religiöse Dimension.

Heimat als Fluch

Heimat kann auch so verstanden werden, das sie zum Abkapseln führt: Um Sicherheit und Geborgenheit zu erlangen, ziehen sich Menschen in ihre eigene Welt zurück und verschließen sich allem, was fremd ist. Dies nennt die Psychologie „regressiv“, dahinter steckt eine kindliche Sehnsucht nach einer heilen Welt. Heimat als einen Rückzugsort zu sehen, ist gesellschaftlich riskant, denn auch im kleinsten Ort, im tiefsten Tal werden die gesellschaftlichen Veränderungen zu spüren sein (vgl. Laurenz 2006, S. 77f.).

Heimat als Nicht-Ort kann zum Ideal werden, zum Muss nicht nur der eigenen Vorstellung, sondern auch als Erwartungshaltung. Als Ideal kann der Ort auch scharfe Grenzen ziehen und nicht mehr nur abgrenzen, sondern auch ausgrenzen: „Wenn die Heimat heim ins Reich geholt oder selbständig gemacht oder von den Ungläubigen befreit oder von denen gereinigt werden muss, die einem anderen Volk oder Stamm angehören. Wenn Erinnerungen und Sehnsucht nicht aushalten, bloß Erinnerung und Sehnsucht zu sein, sondern Ideologie werden müssen. Wenn die Heimatideologie politische und rechtliche Gestalt annimmt“ (Schlink 2000, S. 36). Dann wird Heimat zum Fundament des Nationalismus oder Chauvinismus und zur ausgrenzenden Ideologie. So kann ein vermeintliches Recht auf Heimat zu ethnischen und nationalen Konflikten führen. Es gibt das unumstößliche Recht des Menschen auf Würde und Leben, so hat auch jede/r ein Recht auf Familie, Freundinnen und Freunde und auf einen Ort, an dem sie/er zu Hause ist. Gerade aber Heimatlose, Exilantinnen und Exilanten, Flüchtlinge suchen nach diesem Ort. Andere, die ihn haben und als Heimat verteidigen, schieben das Recht auf ihre Heimat vor das Recht der Anderen auf Heimat. Aber es geht nicht um das Recht auf Heimat per se. Es geht um das Ausgrenzen der Anderen, das Fremde darf in der eigenen Heimat keinen Platz

haben, weil dann die eigene Heimat, die Utopie, noch unerreichbarer erscheint.

Die Gefahr, in die Falle dieses Verständnisses von Heimat zu tappen, ist heute wieder größer geworden. Globalisierung und zunehmende Migration werden nicht als Chance gesehen, sondern als Bedrohung. Das Vertraute scheint in Gefahr zu sein: nicht die vertraute Landschaft – die kann keine/r nehmen –, auch kaum die Freundinnen und Freunde und Verwandten, aber die vertraute Kultur scheint in Gefahr zu geraten. Aber Kultur ist ja gerade Austausch. „Kultur [...] ist keine unveränderliche Konstante, sondern selbst das Ergebnis von gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Austausch[prozess]en. Wäre Kultur immer schon etwas Abgegrenztes gewesen, dann wären die heutigen noch erhaltenen Stammeskulturen irgendwo in Zentralafrika die höchsten Kulturen überhaupt. Ohne die Kulturen in irgendeiner Form abzuwerten¹², soll gesehen werden, dass alle Hochkulturen in Ägypten, Griechenland, Rom usw. bis in unsere Zeit hindurch dadurch ausgezeichnet waren und sind, dass sie im kulturellen Austausch mit anderen Reichen und Bevölkerungsgruppen standen und stehen. Die größten kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen entstanden durch Austausch und nicht durch Abschottung!“ (Tafner 2009a, S. 138). Das Gegenteil von Heimat ist das Fremde. Das Fremde kennen wir nicht und beschert uns Unsicherheit und Angst, die zu Fremdenhass führen kann. Die Menschheitsgeschichte ist voll davon.

Fremdenhass muss aber nicht unbedingt seinen Ursprung im Fremden finden, sondern kann auch im Selbsthass seinen Ausgangspunkt haben. Fremdenhass kommt nach Arno Gruen aus dem Selbsthass. Das Fremde, der Feind, den wir im Anderen sehen, muss in uns gefunden werden. Wir aber wollen dieses Fremde in uns zum Schweigen bringen, um das fernzuhalten, was uns selbst fremd geworden ist (vgl. Gruen 2008, S. 10f.). „Es sind die Gemeinsamkeiten, die Menschen dazu bringen, einander zu bekämpfen, nicht die Unterschiede“

(ebd., S. 17). Der Mensch unterdrückt das Eigene, weil es als minderwertig empfunden wurde. Das Eigene wurde zum Fremden. „So wird unsere Menschlichkeit zum Feind, der unsere Existenz bedroht und der überall – in uns selbst wie auch in anderen – bekämpft und vernichtet werden muss“ (ebd., S. 16).¹³

So kann auch unsere Vorstellung von Heimat eine uns eigentlich fremde Heimat sein. In diesem Sinne ist es die Sozialisation, die uns von unseren eigenen Bedürfnissen entfernt und Heimat zur fremden Heimat macht. Damit entsteht aber auch eine Identität, die eigentlich keine ist, sondern eine „Anpassung an äußere Umstände, welche das seelische Überleben der Kinder sichert [...] Kern dieses Prozesses ist die Identifizierung mit den Eltern. Das Eigene des Kindes wird durch das Fremde der Kinder ersetzt. Eine Identität, die sich auf dieser Weise entwickelt, orientiert sich nicht an eigenen inneren Prozessen, sondern am Willen einer Autorität. Das hat natürlich weitreichende Konsequenzen für das Individuum, aber auch für die Gesellschaft“ (Gruen 2008, S. 24). So ist es möglich, dass „zahlreiche Menschen keine innerlich gefestigte Identität haben“ (ebd., S. 27). Jede Identifikation, die auf angsteinflößende Autoritäten baut, ist keine gefestigte, sondern eine, die ständig von der Auflösung bedroht ist. Daraus entstehen Feindbilder, die bekämpft werden müssen, daraus entstehen Heimatbilder, die es zu verteidigen gilt, daraus entstehen Ansätze, die die Andere/den Anderen ablehnen. Gruen weist darauf hin, dass jene Eigenschaften, die wir am häufigsten Kindern zuschreiben, auch jene sind, die wir verhassten Fremden zuschreiben: „Unsauberkeit, Unreinheit, Gier, Unstetsein, Zerstörungswut“ (ebd., S. 22).

Wir fassen zusammen: Heimat kann Segen sein, Heimat kann aber auch Fluch sein. Heimat kann auf das Vertraute zurückverweisen und damit kann das Nicht-Vertraute zum Objekt des Kampfes und der Ablehnung werden. Heimat kann zur Ideologie führen, ausgren-

zen und Fremdenhass erzeugen, entweder weil wir das Fremde oder das Eigene hassen.

Zusammenfassung: Heimat im Pluralismus

Heimat wurde wiederentdeckt, der Begriff erlebt eine Renaissance. Mögliche Antworten darauf könnten die Globalisierung, die Migration und die Multioptionsgesellschaft sein. Der Mensch scheint sich an das Überschaubare zurückzusehen. Heimat wird im Allgemeinen als der Ort des Vertrauten, insbesondere der vertrauten Landschaft, der vertrauten Menschen und der vertrauten Kultur verstanden. Heimat gründet damit auf Vertrautheit, die auf die Vergangenheit zurückgreift, dadurch die Komplexität unserer Welt reduziert und Ordnungsrichtlinien für die Zukunft vorgibt. Dadurch wird Heimat aber vom Ort zum Nicht-Ort, denn es geht nicht mehr um den Ort, sondern um das Bild vom Ort. Damit wird Heimat zu einer Sehnsucht, zu einer Vorstellung von etwas, das man erreichen möchte, aber niemals erreichen kann. Heimat findet daher in unserem Kopf statt. Heimat kann Segen sein, Heimat kann aber auch Fluch sein. Besetzen wir den Begriff Heimat positiv im Sinne der in dieser Arbeit ausgeführten Gedanken, dann ist Heimat nicht ortsgebunden. Heimat ermöglicht das „Da-Bleiben“ gleichermaßen wie das „Weg-Gehen“. Heimat ist das „In-sich-Sein“. Es verweist auf einen Sinn, den man in sich gefunden hat. Dieser Sinn kann nicht gegeben, er muss gefunden werden, er hat eine starke religiöse Dimension. Heimat in diesem Sinn ist auch die Grundlage von Toleranz. Was soll Toleranz bedeuten? Toleranz setzt zuallererst einmal eigene Wertvorstellungen voraus, zu denen man steht, denn Toleranz ist nicht Indifferenz.¹⁴ Es setzt eigene Wertvorstellungen voraus und beschreibt den Willen, Menschen, die anders denken und leben, als gleichwertige Menschen anzuerkennen. Es ist daher die Kunst, jemanden, der nicht so ist wie

man selbst, als gleichwertig zu begreifen. Toleranz ist daher auch ein Wert.

Jemand der Toleranz hat, baut auf eigene Werte und ergänzt diese um die Fähigkeit und den Willen, Menschen mit anderen Werten zu respektieren. Dieser Zugang ist die Voraussetzung für das Funktionieren von pluralistischen Gesellschaften. Aber es bedarf auch noch eines weiteren Schrittes, um Pluralismus zu ermöglichen: Es müssen die Regeln des Zusammenlebens akzeptiert und gelebt werden. Das bedeutet, die Grund- und Menschenrechte zu leben und das Recht, das durch demokratische Prozesse unter Wahrung von Minderheitenrechten entstanden ist¹⁵, einzuhalten. Die Grund- und Menschenrechte gehen von der Würde des Menschen aus, diese Werte sind unantastbar, sie gelten universell.¹⁶ Es könnte also so etwas wie einen Minimalkonsens in einer pluralistischen Gesellschaft geben, der das Zusammenleben ermöglicht:

- die Würde des Menschen unantastbar zu akzeptieren,
- die demokratischen Spielregeln einzuhalten und
- Toleranz zu üben.

Damit Toleranz aber gelebt werden kann – und das sollte in dieser Arbeit gezeigt werden – ist eine Beheimatung in sich selbst Voraussetzung. Ohne Sinn, ohne Werte kann der Mensch nicht leben. Ohne Sinn, ohne Werte gibt es auch keine pluralistische Gesellschaft. Von Goethe stammt der Satz: „Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel.“ Für die Pädagogik unserer Zeit könnte das bedeuten: Wurzeln im Sinne einer Identität, die Heimat schafft, zu ermöglichen. Die eigene Identität, die eigenen Wurzeln, die eigene Heimat ermöglichen den Aufbruch und das Da-Bleiben gleichermaßen, denn Flügel in Form von Toleranz lassen Raum für andere und Veränderung.

Im pluralistischen Heute heißt es zu verstehen, dass nicht alle gleich sein müssen, um gleichwertig zu sein. Die ständige Suche nach dem Gemeinsamen lenkt davon ab, dass auch das Trennende gelebt werden muss.

(ENDNOTEN)

- 1) Im 18. Jahrhundert war Heimat noch sächlich (das Heimat), danach wurde der Begriff weiblich (vgl. Malessa 2006, S. 42).
- 2) In der Steiermark gibt es seit Mitte der 1990er Jahre ein Geburtendefizit, d.h., es sterben mehr Menschen als geboren werden. Die internationale Zuwanderung konnte diesen Effekt aber überkompensieren, sodass die Bevölkerung in der Steiermark weiterhin wächst. Mit der Zuwanderung steigt aber auch die Differenzierung von Weltansichten, Kulturen und Religionen. Integration wird damit zu einem wesentlichen Thema für das soziale Zusammenleben (siehe Tafner 2008).
- 3) Hier haben wir einen ersten Hinweis auf Religion, kann doch Religion als Begriff in zwei Richtungen interpretiert werden: Der Begriff „Religion“ kann aus etymologischer Sicht einerseits wie bei Cicero als „relegere“ verstanden werden. Dies bedeutet so viel wie „achtsam sein“ oder „immer wieder sorgsam erwägen“ im Kontext von Kulthandlungen. In der römischen Religion war die Vollziehung des Kultes von größter Bedeutung, denn nicht die Liebe zu den Göttern war entscheidend für das Wohlwollen der Götter (pax deum), sondern das richtige, achtsame kultische Handeln. Andererseits kann Religion auch im Sinne von Lactantius verstanden werden, der den Begriff als „Gebundenheit“ auch im Sinne von „rückbinden“ versteht (vgl. Muth 1998, S. 204-225). Das Rückbeziehen auf das Bekannte hat also auch im Kontext von Heimat eine religiöse Dimension.
- 4) Es können natürlich auch mehrere Umgebungen und Kulturen sein, wenn jemand in einer multikulturellen Umwelt aufwächst oder kulturelle Räume wechselt.
- 5) „Religion hat demnach eine strategische Rolle bei der Welterrichtung des Menschen gespielt. In ihr greift die Externalisierung, d.h. die Selbst-

entäußerung des Menschen, so weit über ihn hinaus, dass er der Wirklichkeit seine eigenen Sinnsetzungen auferlegt. Religion impliziert die Projektion menschlicher Ordnung in die Totalität des Seienden. Anders ausgedrückt: Religion ist der kühne Versuch, das gesamte Universum auf den Menschen zu beziehen und für ihn zu beanspruchen“ (Berger 1973, S. 29).

- 6) Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm finden wir vier Bedeutungserklärungen für Heimat: 1. „Heimat, das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat“. 2. „Heimat, der Geburtsort oder ständige Wohnort“. 3. „Selbst das elterliche Haus und Besitztum heißt so, in Baiern [...], woraus der Sinn Haus und Hof, Besitztum überhaupt sich ausbildet, außer in Baiern namentlich auch in der Schweiz“. 4. Heimat in freier Anwendung, wie z. B. in dichterischer Form (siehe Grimm/Grimm 2003).
- 7) Wobei es natürlich auch Erfahrungen gibt, die das Vertraute niemals ins Schöne transferieren können.
- 8) 66% der österreichischen Bevölkerung stimmten voll und ganz zu, wobei die Frauen gar mit 68% und die Männer mit 64% zustimmten. Nach Altersgruppen sah die Zustimmung so aus: 16- bis 29-Jährige 63%, 30- bis 49-Jährige 61% und 50-Jährige und älter mit 73%. Je höher die Schulbildung, umso stärker ist das Heimatgefühl ausgeprägt. Nach der Parteineigung ergeben sich folgende Prozentanteile bei der Zustimmung: 90% ÖVP-Anhänger, 72% FPÖ/BZÖ-Anhänger, 66% SPÖ-Anhänger, 65% Grüne-Anhänger, 54% Unentschlossene bzw. Unklare (siehe IMAS 2006).
- 9) Auch eine Statistik des „Spiegels“ lieferte für Deutschland ähnliche Ergebnisse. Für ein Drittel der Befragten ist Heimat der Wohnort, für 27% der Geburtsort, für 25% die Familie, für 6% die Freunde und für 11% das Land (vgl. Schlink 2000, S. 23).
- 10) Das Wort stammt aus dem schweizerischen Dialekt des 17. Jahrhunderts. Es wurde über Jahrhunderte hinweg als die „Schweizerkrankheit“ bezeichnet. Heimweh entsteht meistens durch ein unfreiwilliges Verlassen der Heimat. Meist ist es auch mit einer mangelnden Anpassung verbunden. Der Schmerz dieser Krankheit kommt aus der Sehnsucht (vgl. Bernet 2006, S. 97).

- 11) Ein wunderschönes Gleichnis bringt Viktor Frankl: „Wir sagten, der Tod würde vom alltäglichen Menschen missverstanden. Das ist zu wenig gesagt: Die Zeit ist missverstanden. Denn wie steht der durchschnittliche Mensch zur ‚Zeit‘? Er sieht nur das Stoppfeld der Vergänglichkeit – aber er sieht nicht die vollen Scheunen der Vergangenheit. Er will, dass die Zeit stillstehe, auf dass nicht alles vergänglich sei; aber er gleicht darin einem Manne, der da wollte, dass eine Mäh- und Dreschmaschine stille steht und am Platz arbeitet, und nicht im Fahren; denn während die Maschine übers Feld rollt, sieht er – mit Schauern – immer nur das sich vergrößernde Stoppfeld, aber nicht die gleichzeitig sich mehrende Menge des Kornes im Innern der Maschine. So ist der Mensch geneigt, an den vergangenen Dingen nur zu sehen, dass sie nicht mehr da sind; aber er sieht nicht, in welche Speicher sie gekommen. Er sagt dann, sie sind vergangen, weil sie vergänglich sind – aber er sollte sagen: vergangen sind sie; denn ‚einmal‘ gezeitigt, sind sie ‚für immer‘ verewigt“ (Frankl 1997, S. 56).
- 12) Primitive Kulturen zeichnen sich dadurch aus, dass die Gesellschaft nicht oder kaum ausdifferenziert ist, d.h., es haben sich keine eigenen Teilsysteme der Gesellschaft wie Politik, Recht, Wissenschaft, Religion etc. ausgeformt, sondern das Universum, die Gesellschaft und der Mensch werden als eine Einheit betrachtet (vgl. Douglas 1985, S. 100-116).
- 13) „Wir haben alle tiefgreifende Unterdrückung und Ablehnung erlebt. In unserer Kultur ist es üblich, dass man in seinem Kindsein zurückgewiesen wird, weil man nicht den Erwartungen von Erwachsenen entspricht. Gleichzeitig darf ein Kind sich nicht als Opfer erleben, denn das würde dem Mythos widersprechen, dass ja alles aus Liebe und zu seinem Besten geschieht. So wird das Opfersein zur Quelle eines unbewussten Zustandes, in dem das eigene Erleben als etwas Fremdes ausgestoßen und verleugnet werden muss. Diesen Teil von sich wird der Mensch fortan suchen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Es ist dieses Suchen, das uns zum Verhängnis wird“ (Gruen 2008, S. 7). Kinder müssen sich mit ihren Eltern arrangieren, sind sie doch von ihnen abhängig. Ja auch mit gefühlskalten, grausamen Eltern müssen sich Kinder arrangieren. Damit dieses Arrangieren funktioniert, ist es notwendig, dass das Kind das Eigene – also das, was dem Arrangement im Wege steht – ausblendet, abspaltet. Das Kind kann seine grausamen,

gefühlskalten Eltern nur dann annehmen, wenn es davon ausgeht, dass die Grausamkeit eine Reaktion auf das eigene Wesen ist. Sind die Eltern also schlecht, interpretieren das Kinder als eine Reaktion auf das eigene schlechte Verhalten. Es ist also die eigene Schuld der Kinder, dass die Eltern schlecht sind. Somit wird das Eigene zur Bedrohung, weil es die Fürsorge der Eltern entziehen könnte. Die Identifikation mit den Eltern und das Eigene als Fremde zu verwerfen, ist die Lösung. Damit übernehmen Kinder aber auch die kinderfeindlichen Haltungen der Eltern (vgl. Gruen 2008, S. 14f.).

- 14) „Das Wort ‚Toleranz‘ ist erst im 16. Jahrhundert, also im Zusammenhang mit der Konfessionsspaltung aus dem Lateinischen und dem Französischen entlehnt worden. In diesem Entstehungskontext hat es zunächst die engere Bedeutung der Duldsamkeit gegenüber anderen religiösen Bekenntnissen angenommen. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts wird religiöse Toleranz zum Rechtsbegriff“ (Habermas 2005, S. 258). Die Toleranz hat sich Europa im wahrsten Sinne des Wortes über Jahrhunderte erkämpft (siehe Heckel 2007).
- 15) Das Böckenförde-Theorem geht davon aus, dass der freiheitliche, säkularisierte Staat Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann. Er besteht nur, wenn die Freiheit, die er seinen Bürgern gewährt, aus der moralischen Substanz der Individuen und der Gesellschaft kommt. Der Staat kann diese moralische Substanz nicht einfordern oder vorgeben, er wäre ansonsten eine Diktatur (vgl. Böckenförde 1976, S. 60).
- 16) Die Grund- und Menschenrechte bauen auf die Vorstellung der Untastbarkeit der Würde und des Lebens des Menschen. Dies ist keine europäische Errungenschaft. Es geht hier auch nicht um typisch europäische, sondern um universelle Werte. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte wurde international erarbeitet. Der Europäischen Menschenrechtskonvention kommt insofern besondere Bedeutung zu, als es das „mit Abstand effektivste internationale System zum Schutz der Menschenrechte“ (Simma/Fastenrath XLIX) darstellt. Darüber hinaus bildet die Europäische Menschenrechtskonvention so etwas wie einen „europarechtlichen Mindeststandard“, den auch die Mitgliedsländer der EU einhalten müssen (vgl. Grabenwarter 2007, RZ 14).

Literatur

- Assmann, Jan (2003): Die mosaische Unterscheidung oder der Preis des Monotheismus. München: Carl Hanser Verlag.
- Berger, Peter L. (1973): Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Bernet, Rudolf (2006): Heimweh und Nostalgie. In: Heinze, Martin/Quaddflieg, Dirk/Bührig, Martin (Hrsg.): Utopie Heimat. Psychiatrische und kulturphilosophische Zugänge. Berlin: Parados Verlag, S. 87-102.
- Brinitzer, Ron (2001): Mentale Modelle und Ideologien in der Institutionenökonomik – Das Beispiel Religion. In: Prinz, Aloys/Steenge, Albert/Vogel, Alexander (Hrsg.): Neue Institutionenökonomik: Anwendung auf Religion, Banken und Fußball. Wirtschaft, Forschung und Wissenschaft. Band 1. Münster, Hamburg, London: LIT, S. 135-192.
- Böckenförde (1976): Staat, Gesellschaft, Freiheit.
- Douglas, Mary (1985): Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin: Reimer.
- Esser, Hartmut (2005): Rationalität und Bindung – Das Modell der Frame Selektion und die Erklärung des normativen Handelns. In: Held, Martin/Kubon-Gilke, Gisela/Sturn, Richard (Hrsg.): Reputation und Vertrauen. Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik. Jahrbuch 4. Marburg: Metropolis Verlag, S. 85-112.
- Frankl, Viktor (1997): Der Wille zum Sinn. 4. Auflage. München: Piper.
- Grabenwarter, Christoph (2007): Artikel 9, Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit. In: Karl, Wolfram (Hrsg.): Internationaler Kommentar zur Europäischen Menschenrechtskonvention, Loseblatt-Ausgabe. Köln: Verlag Heymann.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (2003): Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. Leipzig: S. Hirzel 1854-1960. Quellenverzeichnis 1971. Universität

Trier. Online im Internet: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB>.
[Stand Juli 2009].

Gross, Peter (1994): Multioptionsgesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gruen, Arno (2008): Der Fremde in uns. 6. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.

Habermas, Jürgen (2005): Zwischen Naturalismus und Religion. Philosophische Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Heckel, Martin (2007): Der Augsburger Religionsfriede. In: Gärtner, Joachim/Godel, Erika (2007): Religionsfreiheit und Frieden. Schriften zum Staatskirchenrecht, Band 33. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang.

Hofmeister, Klaus/Bauerochse, Lothar (2006): Vorwort. In: Hofmeister, Klaus/Bauerochse, Lothar (Hrsg.): Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl. Echter Verlag, S. 7-11. b

IMAS (2006): Das Heimatgefühl der Österreicher. IMAS Umfrage 0602, März 2006.

Joisten, Karen (2006): Auf der Suche nach Heimat. Oder: Der Menschen zwischen Wohnen und Gehen. In: Heinze, Martin/Quadflieg, Dirk/Bührig, Martin (Hrsg.): Utopie Heimat. Psychiatrische und kulturphilosophische Zugänge. Berlin: Parados Verlag, S. 103-124.

Laurenz, Lisa (2006): „Mehr als nur ein sicheres Gefühl“. Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit. In: Hofmeister, Klaus/Bauerochse, Lothar (Hrsg.): Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl. Echter Verlag, S. 71-87.

Luckmann, Thomas (1991): Die unsichtbare Religion. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (2009): Das Vertrauen. 4. Auflage. Stuttgart: Lucius & Lucius UTB.

- Lukas, Elisabeth (2005): Der Seele Heimat ist der Sinn. Logotherapie in Gleichnissen von Viktor E. Frankl. Zusammengestellt und kommentiert von Elisabeth Lukas. München: Kösel-Verlag.
- Malessa, Andreas (2006): „Es rauschten leis‘ die Wälder“. Kitsch und Heimmattümelei. In: Hofmeister, Klaus/Bauerochse, Lothar (Hrsg.): Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl. Echter Verlag, S. 42-56.
- Metz, Johannes Baptist (1981): Jenseits bürgerlicher Religion : Reden über die Zukunft des Christentums. München [u.a.]: Gesellschaft und Theologie: Forum politische Theologie.
- Muth, Robert (1998): Einführung in die griechische und römische Religion. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Rolle, Robert (2005): Homo oeconomicus: Wirtschaftsanthropologie in philosophischer Perspektive. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schellenberger, Bernardin (2006): „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt“. Die Heimat in Gott. In: Hofmeister, Klaus/Bauerochse, Lothar (Hrsg.): Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl. Echter Verlag, S. 13-26.
- Schlink, Bernhard (2000): Heimat als Utopie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Sonderdruck.
- Schmidinger, Heinrich (Hrsg.) (2002): Wege zur Toleranz. Geschichte einer europäischen Idee in Quellen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schönberger, Birgit (2006): „Die Seele kommt nicht mehr zur Ruhe.“ Heimatlosigkeit als Preis der Moderne. In: Hofmeister, Klaus/Bauerochse, Lothar (Hrsg.): Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl. Echter Verlag, S. 88-103.
- Simma, Bruno/Fastenrath, Ulrich (2004): Einführung. In: Menschenrechte. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Tafner, Georg (2008): Religion und Bevölkerungsentwicklung. Steirische Statistiken, Heft 1/2008. Graz: Landesstatistik Steiermark.

Tafner, Georg (2009): Geld und Glauben. Was sie teilen – was sie trennt. Grenzen und Grenznutzen der Religionsökonomie. Marburg: Tectum.

Tafner, Georg (2009a): Weltsichten. Volkswirtschaft. Wien: Hölzel Verlag.

Türcke, Christoph (2006): Heimat. Eine Rehabilitierung. Springe: zu Klampen Verlag.

AUTORINNEN UND AUTOREN

DIPL. POL.^{IN} MART BUSCHE ist wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Dissens e.V. (Berlin) mit Schwerpunkt auf Männlichkeiten und Gewalt und koordinierte das EU-Projekt „Peerthink“ zu intersektionaler Gewaltprävention. Sie ist freie Mitarbeiterin in der Mädchen- und Jungenarbeit in der Heimvolkshochschule „Alte Molkerei Frille“ (Nordrhein-Westfalen), Gendertrainerin, Musikerin und Queer-Aktivistin.

MAG.^A ELISABETH GROSSMANN ist Landesrätin für Bildung, Jugend, Frauen und Familie in der Steiermark, SPÖ-Sprecherin für Außenpolitik und EU, langjährige Mitarbeiterin der Jungen Generation sowie der Sozialistischen Jugend Steiermark, Abgeordnete zum Nationalrat a.D., hat diverse politische Funktionen in der SPÖ Steiermark (Voitsberg, Edelschrott) inne und war von 2004 bis 2007 Kinder- und Jugendsprecherin der SPÖ.

MAG.^A DR.^{IN} SOLVEIG (SOL) HARING arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Karl-Franzens Universität Graz, Institut für Bildungs- und Erziehungswissenschaft. Mit ihrer interdisziplinären Forschungsperspektive vernetzt sie Alters- und Geschlechterforschung mit Neuen Medien. Bis 2007 war sie Research Fellow und Post Doc an der University East London (SMARTlab UEL). 2008 lehrte sie als „Visiting Professor“ in New York City (CUNY/CCNY). Sie ist Mitbegründerin der Freien Forschungsgruppe Bio-

graphieforschung und Mitglied der Akademie Neue Medien, Uni Graz. Seit Mitte der 1990er Jahre ist sie zudem in Graz als Musikerin und Künstlerin umtriebiger (zlan, kirsch, supernachmittag – mit Anita Mörth, 42, Itnc).

GERALD KOLLER ist Geschäftsführer des „Büro VITAL“ und Kurator des „Forum Lebensqualität Österreich“. Seit 20 Jahren begleitet er als Referent, Autor und Fachberater europaweit Bildungsprozesse im Brückenbereich zwischen Gesundheit und Kommunikation.

TERESA LUGSTEIN ist hauptberuflich als Mädchenbeauftragte des Landes Salzburg tätig. Sie absolvierte verschiedene Aus- und Fortbildungen in der feministischen Mädchenarbeit im Bereich Genderkompetenz und (sexualisierte) Gewalt und in der frauenspezifischen Beratung mit Schwerpunkt auf Krisen und Traumatisierungen. Zudem arbeitet sie freiberuflich als Erwachsenenbildnerin und Sexualpädagogin.

MARGARETHE MAKOVEC, geboren 1971 in Wien, und **Anton Lederer**, geboren 1970 in Graz, begannen 1994 – anfangs noch in ihrer eigenen Wohnung, die für das Publikum geöffnet wurde – zeitgenössische Kunst zu präsentieren. Fünf Jahre später gründeten sie < rotor > Verein für zeitgenössische Kunst mit Sitz in Graz. Ihre Programminteressen konzentrieren sich auf sozial und politisch engagierte Kunstproduktionen – in Zusammenarbeit mit Kunstszenen aus Zentral-, Ost- und Südosteuropa entwickelten sie ihren Schwerpunkt. Der öffentliche Raum spielt in ihren Überlegungen eine große Rolle, da er die Chance bietet, Menschen mit Kunst zu erreichen, die den geschlossenen Kunstraum nicht betreten.

PROF.^{IN} DR.^{IN} BEATE MITZSCHERLICH ist seit 1999 Professorin für Pflegeforschung an der Westsächsischen Hochschule in Zwickau. Ihre Schwerpunkte sind Supervision, Training, Beratung und Weiterbildung im Bereich Bildung, Gesundheit, Jugend- und Sozialwesen.

BAKK. PHIL. ANJA SAGARA RITTER arbeitet als Koordinatorin des koje-Koordinationsbüros für Offene Jugend in Vorarlberg und hat das Buchprojekt „2gether – Interkulturelle Jugendarbeit in Vorarlberg“ geleitet. Insgesamt ist sie seit mehr als sieben Jahren im Handlungsfeld der Offenen Jugendarbeit tätig. Ihre Schwerpunktthemen sind geschlechtsspezifisches Arbeiten und Jugendarbeit in interkulturellen Kontexten. Sie studierte Philosophie in Innsbruck.

GABRIELE ROHMANN ist Mitbegründerin und pädagogische Leiterin des „Archiv der Jugendkulturen e.V. Berlin“, Sozialwissenschaftlerin M.A. und Journalistin und hat zahlreiche Bücher und Artikel zum Thema Jugendkulturen veröffentlicht.

MAG.^A ELLI SCAMBOR ist Soziologin, Geschlechterforscherin und kritische Männerforscherin, Pädagogin, Managing Diversity Expertin, Lehrbeauftragte an der Medizinischen Universität Graz, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsbüro der Männerberatung Graz und auch Mitglied der GenderWerkstätte, Mitglied der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie und Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Evaluation.

MAG. DIETER SCHINDLAUER ist Menschenrechtskonsulent & Diversitätstrainer; Direktor der Sinnfabrik, die im steirischen Ressort für Bildung, Jugend, Familie und Frauen seit Mitte des Jahres 2009 das Projekt „Heimat verbindet Menschen“ umsetzt. Er ist zudem eh-

renamtlich Obmann von ZARA-Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit sowie Präsident des Klagsverbandes zur Durchsetzung der Rechte von Diskriminierungsopfern.

PROF.^{IN} DR.^{IN} KARIN M. SCHMIDLECHNER ist Professorin für Zeitgeschichte am Institut für Geschichte der Universität Graz, Gastprofessorin für Zeitgeschichte und Womens' Studies an den Universitäten von Minneapolis, MN (1992) und Little Rock, AR (1994 und 1998) und Herausgeberin der Grazer-Gender-Studies. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Frauen- und Geschlechtergeschichte, Oral-History, Gender-, Kriegs- und Nachkriegszeiten, Jugend-, Mädchenkulturen, Migration und Gender, Österreichische und Steirische Frauen- und Geschlechtergeschichte. Zu ihren jüngsten Publikationen zählen: Aus dem Blickfeld (2008), hrsg. mit H. Halbrainer und Frauen in Graz im 20. Jahrhundert – Eine nicht nur historiographische Bestandsaufnahme mit besonderer Berücksichtigung der Gedenkjahre 1918, 1938 und 1968 (2009).

MAG.^A DR.^{IN} UTE STETTNER studierte Erziehungswissenschaft, Philosophie und Soziologie. Sie schrieb ihre Dissertation zu: „Kann Helfen unmoralisch sein? Der Paternalismus als ethisches Problem in der Sozialen Arbeit, seine Begründung und Rechtfertigung“, publizierte zu den Forschungsschwerpunkten „Ethik und Sozialpädagogik“, „Ethik in der Jugendarbeit“, „Ethische Analyse von Leitbegriffen der Sozialpädagogik“ und ist seit SS 2008 Lehrbeauftragte am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildung der Karl-Franzens-Universität in Graz.

MAG. DR. RER. SOC. OEC. GEORG TAFNER, M.E.S., M. PHIL. ist für die Landesregierung des Bundeslandes Steiermark und für verschiedene tertiäre Bildungseinrichtungen im In- und Ausland

tätig. Insbesondere lehrt er europa- und wirtschaftspädagogische Inhalte am Institut für Wirtschaftspädagogik an der Karl-Franzens-Universität Graz und an der Fachhochschule Joanneum Graz.

jugendarbeit: beheimatet

Bei näherer Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff im Rahmen der wertstatt///09, der Fortbildungsveranstaltung des Landesjugendreferats Steiermark in Kooperation mit dem Fachstellennetzwerk, dem Landesjugendbeirat und dem Steirischen Dachverband der Offenen Jugendarbeit, wurde uns klar, wie vielschichtig und heterogen die Lebenswelten von Jugendlichen sind und in weiterer Folge ihre „Heimaten“. Ausgehend von der Annahme eines sich ausbreitenden Gefühls der „Entwurzelung“ unter den Jugendlichen, die verschiedene Ursachen hat und haben kann, wollen wir mit dieser Publikation zur Reflexion anregen, zu einer bewussten Auseinandersetzung mit der Wichtigkeit, die das Gefühl, „beheimatet“ zu sein, für Menschen hat.



978-3-9502783-0-9